Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 11 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 23. August 1907

Gestern, heute, übermorgen.

Vor einem Jahr, als der Onkel in Friedrichshof bei der Schwester des Neffen zu Gast war, konnte man über das (wohl nicht ohne Franz Josephs erbetene Hilfe) endlich erreichte Zusammentreffen der beiden Monarchen allerliebste Commentare lesen. Hochoffiziös, versteht sich, und im Lokalanzeiger, versteht sich. Praeludium: „Die Zusammenkunft des Kaisers Wilhelm mit seinem Oheim, dem König von England, wird ein sichtbares Zeichen dafür sein, daß die Zeit der Verstimmung und des Mißtrauens zwischen den beiden Vormächten des Germanentums zu Ende ist. Mit hochgespanntem Interesse und voller Hoffnung auf die Wiederkehr freundschaftlicher Beziehungen verfolgen beide Völker den Verlauf der Ereignisse, die sich heute dort vollziehen werden." Ankunft: Die Begrüßung war „ungemein herzlich", und Onkel und Neffe küßten sich auf beide Wangen. Verlauf: Frühstückstafel. Darauf private Unterhaltung unter vier Augen, Erweckung von Reue und Leid und Absolution sub conditione. „Diese Unterhaltung scheint der Kernpunkt der Zusammenkunft zu sein." Hac re bene gesta „waren der Kaiser, König Eduard, der britische Botschafter Lascelles und Herr von Tschirschky eine Stunde allein auf der Schloßterrasse. Bei dieser Gelegenheit sind die schwebenden Fragen im leichten Conversationston besprochen worden". Trotzdem: „Wichtige Entscheidungen sind nicht gefallen, weil in der internationalen Politik im Augenblick nichts zur Entscheidung drängt." Trotzdem: „Entgegen den schwachen Erwartungen, die man an die Zusammenkunft knüpfte, ist man heute abend der Meinung, daß sie (fett gedruckte) Vortheile bringen wird." Dann gings nach der Saalburg, von da zurück zum Diner. Zweiunddreißig Gedecke: jedes intime Wort mußte also unterbleiben; Trinksprüche hatte sich der Brite verbeten. In der Früh des andern Tags: Abfahrt. Der Kaiser fuhr wieder mit zur Bahn, trug wieder, wie beim Empfang, den grüngrauen Ueberrock seiner Jäger zu Pferd und Stahlhelm, der Onkel war, wie beim Empfang, in grauem Civil. „Kaiser und König verabschiedeten sich äußerst herzlich. Sie küßten sich, und als der Zug sich in Bewegung setzte, riefen sie sich ein herzliches à revoir! zu." Et haec meminisse juvabit. Epilog: „Die allgemeine Stimmung ist eine recht gute, man möchte sagen freie. Die Politik dürfte eine bevorzugte Rolle bei der Begegnung gespielt haben, denn beide Monarchen arbeiteten lange mit den anwesenden Diplomaten." Resultat: Es blieb Alles beim Alten, die ganze politische Aufmachung der Privatgeschichte war Schwindel, und der Onkel arbeitete von nun an mit einem Nachdruck gegen uns, wie nur je zuvor. Zog den Kreis um uns noch enger, legte neue Ma'chen ins alte Geflecht und hat uns glücklich nun aus der Weltpolitik ausgeschaltet. Gänzlich. Auf der beschienenen Erde — Welt, hat Lagarde behauptet, sagt man immer nur, wenn man nicht denkt — ist nicht ein Plätzchen mehr zu finden, über dessen Schicksal wir mitzubestimmen hätten. Nicht in Europa, nicht in Asien, nicht in Afrika. Und Eduard ist am Ziel seines Wünschens, mindestens am Abschluß einer erstrebten Etappe, und kann drum den Versöhnlichen spielen.

Spielt ihn auch; mit Geschick und mit Geschmack. Lädt ein und läßt sich laden, sieht übermorgen den Kaiser bei sich an der Themse, sitzt heute in Wilhelmshöhe. „Nun feiern wir, vereinten Siegs gewiß, das Fest der Feste." Und jede Erinnerung wird rasch aus dem

Gedächtnis gewischt; Mißverständnisse, heißts, die es in der besten Familie gibt, kamen vor, nie ernste Zwiste. Wo denn und wann? Nur eitle Phantasten konnten von ihnen sprechen, das öffentliche Gemeinwesen damit beunruhigen und die Zirkel, die kühl wägende Staatsmannschaft zog, zu stören versuchen. Seht die Herzlichkeit! Wären ernste Friktionen so leicht aus der Welt geschafft? So tönt, in Blocksbergstimmung, der Offiziösenchorus in der Runde.

Sehn wir. Praeparatio: Der Kaiser „übt" Spalierbildung, der König verzögert die Ankunft und verkürzt damit den Aufenthalt um drei Stunden, und am Empfangstag erfreut die englische Regierung die Welt mit der Nachricht, daß in nächster Zeit mit dem Bau dreier Riesenpanzer von der Dreadnoughtklasse begonnen werden soll. Welcome: Endlich hält der Zug. Der Kaiser grüßt und Eduard dankt „sehr herzlich". „Die nun folgende Begrüßung auf dem Perron war eine äußerst herzliche. Die beiden Herrscher küßten sich und drückten sich lebhaft die Hand. Wer die Begegnung in Kronberg gesehen hat, wird nur sagen können, daß seitdem eine wesentliche Steigerung der Herzlichkeit, mit der die beiden Souveräne sich begegnen, zu verzeichnen ist." Jeder merkt, der Lokalanzeiger hat das Wort. „Der Eindruck, den man von der Begegnung der Herrscher empfing, war vorzüglich. Manches erinnert an Kronberg. Doch Eines fehlte damals: der offene, freundschaftliche Charakter, mit dem Kaiser und König, Oheim und Neffe heute einander begegneten. Damals dieselbe Courtoisie wie heute, vollendet die Form, wie selbstverständlich; heute dasselbe, aber dazu den Ausdruck herzlicher Freundschaft. Der König war von gewinnender Freundlichkeit, die man an ihm bei aller weltmännischen Form doch vermißt, wenn er im Innersten anders denkt. Kaiser Wilhelm zeigte alle die feine Courtoisie, die sein eigenstes Wesen ausmacht, die aber doch nicht voll hervortritt, wenn sein Herz nicht ganz dabei ist. Heute sah man es deutlich: ehrlich in Handschlag und Geste! Beiden Herren liegt diese Tonart besser, sie entspricht ihrem Wesen." Schmeichelhaft. Verlauf der zehn Stunden: Parade, Frühstück, Spazierfahrt, Essen, Abschied. Viel Wichtiges kann nicht verhandelt worden sein. Und nach den Trinksprüchen zu schließen, ists mit der Herzlichkeit nicht allzuweit her gewesen. Der des Kaisers ward ersichtlich auf den Ton des dankbaren Neffen gestimmt. Persönliche Freude, verwandtschaftliche und freundschaftliche Familiengefühle, Erinnerung an die gemeinsame Vicky, und im Uebrigen „gute Beziehungen zwischen unsern beiden Völkern". Das mag Mühe gekostet haben, bis die Temperatur dieser Ansprache bestimmt war. Die Antwort des Gastes war noch einige Grade kühler. Persönlicher Dank für die Festerei; gerührt, einen so aufmerksamen Neffen zu haben; Freude, ihn bald im Buckinghampalast zu sehn, und im Uebrigen: „Mein größter Wunsch, daß zwischen unsern beiden Ländern nur die besten und angenehmsten Beziehungen bestehen." Wunsch; wenns anders war (oder noch ist): sucht die Schuld, bitte, nicht bei uns. Kühleres war ohne Unhöflichkeit nicht gut zu sagen. Finale: „Von berufener Seite wird mir bestätigt, daß es sich heute nicht um die Erledigung akuter Probleme gehandelt hat. (Als ob nicht mindestens von Marokko, dem englisch-russischen Abkommen und Abdul Hamid gesprochen worden wäre.) Die Aussprache der Herrscher hat aber die unzweifelhafte Gewißheit gebracht, daß die Erhaltung des Friedens gewährleistet ist, soweit die Kraft und der Wille der beiden Monarchen reicht. (Das heißt, aus dem offiziösen Bombast ins Nüchterne übertragen: wir geben zu Allem, was in Marokko und auf dem Balkan geschieht, unsern Segen. Das wußte die Erde schon vor der Entrevue, und die Gortschakowsche Floskel war unnöthig.) Während der Ausfahrt, bei der der Kanzler allein mit den Souveränen im Automobil saß, ist alles Wesentliche, was Staatsmänner und Politiker beschäftigt, besprochen worden, beide Theile sind sehr zufrieden." (Wirklich? Mir fehlt der Glaube an die Botschaft. Warum denn die kühlen Trinksprüche, warum nicht mal die üblichen Orden, mit denen doch sonst nicht geknickert wird? Geht und verschont uns mit euren Enten.) Der Abschied war wieder „überaus herzlich" . . .

Cui bono das Ganze? Uns nicht. Wer von einer Besserung unserer Situation fabelt, irrt oder lügt. Nicht besser, schlechter noch ist sie geworden, und wenn die Spannung der conträr strebenden Kräfte etwas nachgelassen hat, so kommts daher allein, daß wir wieder freiwillig Terrain geräumt haben. Gefährlicher, wie im Augenblick, war unsere Lage überhaupt noch nie, und wir stehn am Beginn einer ganz neuen Entwicklung der Dinge. Von

Marokko braucht man nicht mehr zu reden; die Gelegenheit ist versäumt und kehrt nicht wieder; überdies hatten sich Kaiser und Kanzler vor Wochen schon so engagiert, daß von einer Entschlußfreiheit, als das Spektakel losging, nicht mehr die Rede war. Wir rennen Gespenstern nach, lassen alle Realitäten im Stich und staunen bewundernd uns selber an. Wie Narciß. Spem sine corpore amat, corpus putat esse, quod umbra est, adstuped ipse sibi, sagt Ovid. Ernster, viel ernster ist, was in Oestreich wird, dem Herr Aehrenthal neue Wege weist. Keine, die wir mit ungemischter Freude betrachten könnten. Wollen wir wieder warten, bis nichts mehr zu wollen ist? Sieht der Herr Kanzler, wo die Reise hingeht? „Zweierlei Arten giebt es, die treffende Wahrheit zu sagen: Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürsten geheim.“ Auch ein Ministerwort. Von der ersten wollen wir ihn gern entbinden. Seinem Kaiser aber hat er zu sagen, daß die östreichische Politik einst von Kaunitz und Metternich, Schwarzenberg, Buol und Esterhazy (dem „heimlichen Moritz“), Mensdorff und Beust geleitet wurde. Oestreich ist auf dem besten Wege, sie wieder zu versuchen. Und der erste Schritt dazu ist gethan. Gelingts Herrn von Aehrenthal, sich die Irredenta- und Balkansorgen vom Halse zu schaffen und Oestreichs Diplomatie von der unsern zu emanzipieren, so können wir noch Sorgen erleben, die nach einer Lösung drängen, die wir nicht herbeiwünschen wollen. Wer hat unsere Politik in Petersburg, London und Paris Jahrzehnte, Jahrhunderte hindurch am meisten geschädigt? Habsburg. Jedesmal, wenn es sich stark genug fühlte, auf eigene Faust zu handeln. Auch das ist eine Tradition; die jederzeit wiederkehren kann. Mürzsteg, Desio, Ischl: Etappen. Wenn Eduard sich bequemt, Herrn Aehrenthal zu unterstützen, so ist die Liebe zu Oestreich, ist Sympathie für das Balkanpack gewiß nicht der Grund. Paßts nicht ins Bild, daß der Dritte im Bund in Desio nicht genannt werden durfte? Eine Möglichkeit, durchaus nicht lieblich anzuschaun. Wer Deutschland schwächen will, braucht nur Oestreich groß zu päppeln. So wars immer, wirds bald vielleicht wieder sein. Warum werden auf seine äußeren Wunden mit solcher Hast Pflaster gelegt? „Auf Europens Festlande werden auch die Kolonialkriege entschieden.“ Manchmal schon wurde die Ueberzeugung bei uns laut. Gut; zeigen wir, daß man Deutschland auch da zu kitzeln vermag . . .

Swinemünde, Wilhelmshöhe, Ischl sind nun vorbei. Wo ist der Ertrag? Er kommt; warte nur, balde. Phrasen wurden gedroschen, ganz Europa alarmirt, und günstigsten Falls bleibt Alles beim Alten.

Karl Schnitzler.

Der Internationale Sozialistenkongreß in Stuttgart. I.

Von Werner Sombart.

In dieser Woche tagt in Stuttgart ein Internationaler Sozialistenkongreß.

Die Internationalen Sozialistenkongresse der Gegenwart sind die Erben der berühmten (oder im Sinne der Gegner berüchtigten) Internationalen Arbeiter-Assoziation (der J. A.-A.), die im Jahre 1864 unter der Oberleitung von Karl Marx gegründet wurde und bis zum Jahre 1876 bestanden hat. Marx dachte sich die J. A.-A. als das Organ, von dem die Arbeiterbewegungen in den einzelnen Ländern Anleitung und Anregung erhalten sollten. Für ihn sollte die neue Verbindung gleichsam die erste Probe sein auf seinen Ruf: „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch.“ Er wollte die Proletarier aller Länder zu Einem Körper vereinigen, um diesen mit seinem Geiste zu erfüllen.

Der Versuch mißlang. Der Kommuneaufstand vom Jahre 1871, für den sich die J. A.-A. engagierte, gab ihr den Todesstoß: er führte zum Austritt der englischen Gewerkvereine, die eben von einer Verherrlichung und Unterstützung des wahnwitzigen Kommuneaufstandes nichts wissen wollten.

Marx selbst ist mit der J. A.-A. zusammengebrochen: mit ihr und durch sie, die gleichsam den Zwiespalt verkörperte, der Marxens Innere erfüllte, und der ihn frühzeitig zu einem müden Manne machte: den Zwiespalt zwischen der realistisch-historischen Auffassung der sozialen Bewegung, die Marx zuerst in ein System brachte, und dem durchgängerischen, revolutionären Temperamente, das immer wieder — und am gründlichsten im Jahre 1871 — seinen Träger in Widerspruch zu seinen Grundideen brachte.

In der Tat: die J. A.-A., die Marxens Geist in die Welt tragen sollte, wurde je mehr und mehr unmarxischer, antimarxischer.

Was war denn die Internationale, wenn die englischen Trade Unions ihr den Rücken

wandten? Ein Bund von „Verschwörern“. Ein Gebilde ganz vieux jeu. Ein „Bund der Gerechten“ redivivus. Eine Handvoll „Revolutionäre“, hinter denen keine Arbeitermassen standen, die keinerlei Organisationen, weder ökonomische noch politische, vertreten konnten, weil es deren in keinem Lande noch gab. Das war etwas für Bakunin, aber nicht für Marx. Deshalb wuchs jenes Interesse in dem Maße, wie das Interesse Marxens erkaltete. Bakunin konnte in der Tat seiner ganzen Auffassung nach in der Internationale „la seule puissance créative de l'avenir politique et social“ erblicken, jene paar Hundert entschlossenen Leute, von denen die Kropotkin heute noch träumen, daß sie hinreichen würden, in ganz Europa die Flamme der Revolution zu entzünden. Bakunin faßte denn auch ganz folgerichtig die J. A.-A. als reine revolutionäre Propagandagesellschaft auf, er verglich sie geradezu mit dem Freimaurerbunde, „der Internationale der Bourgeoisie“.

Erst mußten sich die Bewegungen in den einzelnen Ländern ihrer nationalen Zufälligkeiten bis zu einem gewissen Grade entkleiden, erst mußte sich die einheitliche ökonomische Entwicklung noch weiter bestimmend durchsetzen, ehe von selbst, gleichsam von innen heraus, sich das Proletariat seiner internationalen Solidarität wieder bewußt wurde und zur Erkenntnis seiner Uebereinstimmung in den Hauptpunkten seines Programms gelangte.

Es sollte nicht lange dauern, bis dieser Zeitpunkt kam: Bei Gelegenheit der Weltausstellung des Jahres 1889 trat in Paris ein Internationaler Sozialistenkongreß zum ersten Male wieder zusammen, und seitdem sind sich solche Kongresse in regelmäßigen Zwischenräumen gefolgt: 1891 in Brüssel, 1893 in Zürich, 1896 in London, 1900 in Paris, 1904 in Amsterdam und nun heute in Stuttgart.

Die „neue“ Internationale, wie man nicht sehr glücklich jene modernen Aeußerungen der internationalen Solidarität des Proletariats genannt hat, knüpft dem Geiste nach an die „alte“ Internationale Arbeiterassoziation unmittelbar an. „Sie ist nicht tot,“ konnte Wilhelm Liebknecht auf dem Pariser Kongreß im Jahre 1889 von dieser sagen — „sie ist übergegangen in die mächtigen Arbeiterorganisationen und Arbeiterbewegungen der einzelnen Länder. Sie lebt in uns fort. Dieser Kongreß ist das Werk der J. A.-A.“

„Sie lebt in uns fort“: damit ist der Punkt angegeben, wo tatsächlich die Kontinuität der internationalen Bewegung am greifbarsten zum Ausdruck kommt. Es waren zum Teil dieselben Männer, die in der alten J. A.-A. im Vordergrunde gestanden hatten, und die nun mit der ganzen gewaltigen Autorität ihrer historischen Persönlichkeit die junge Generation in die neuen Formen einführte: Liebknecht, De Paepe in Paris, Karl Bürkli, Hermann Greulich in Zürich und andere Veteranen verkörperten die Einheit der alten und der neuen Bewegung. In Stuttgart ist wohl Greulich der letzte Veteran, der noch die alte Internationale als werktätiger Genosse miterlebt hat.

Die alte Internationale wollte die Idee der internationalen Solidarität gleichsam den Arbeitern der einzelnen Länder oktroyieren, sie wollte aus internationalen Verbindungen nationale Bewegungen erzeugen. Jetzt sind diese vorhanden, organisch erwachsen und von ihnen geht nun der Gedanke der internationalen Verbindung aus. Die alte J. A.-A. war eine vom Stamm geschnittene Blüte ohne Wurzel, zum Verdorren bestimmt; die „neue“ Internationale ist die Blüte an einem fest im Erdreich wurzelnden Baume. Der Marxsche Weckruf konnte nur in zwei Etappen zur Ausführung gelangen, von denen die eine erst in unserer Zeit erreicht wurde: „Proletarier in allen Ländern, vereinigt Euch“; dann erst konnte dem Rufe gefolgt werden: „Proletarier, die Ihr in den einzelnen Ländern geeinigt seid: vereinigt Euch zu gemeinsamem Handeln.“ Was jetzt an internationaler Organisation des Proletariats vorhanden ist, ist tatsächlich nur die Vereinigung, der proletarischen Organisationen in den einzelnen Ländern: und zwar annähernd aller Organisationen der Arbeiterklasse wenigstens derjenigen Europas: aller sozialistischen Parteien, aber auch fast aller Gewerkschaften. Denn was heute auf den internationalen Arbeiterkongressen nicht vertreten ist, sind die etwa auf konfessioneller Basis gebildeten Gewerkvereine einzelner Länder und ein paar der „alten“ englischen Trade Unions.

Unvertreten ist jetzt auch der Anarchismus, mit dem man auf früheren Kongressen langwierige Redeschlachten führte; nur teilweise vertreten ingleichen die moderne Spielart des Anarchismus, der revolutionäre Syndikalismus, der in Italien und Frankreich neuerdings eine gewisse Rolle spielt. Doch fallen diese ultraradikalen, auf dem Kongresse unvertretenen Richtungen der proletarischen Bewegung quantitativ wohl ebensowenig ins Gewicht wie die fehlenden Organisationen der äußersten Rechten: man wird nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß mehr als drei Viertel bis fünf Sechstel aller proletarischen Verbände jetzt auf dem Stuttgarter Kongreß vertreten sind.

Aber es ist auch der Kreis mächtig ausgeweitet gegen früher, den die „Internationale“ heute umspannt: so waren beispielsweise in Basel im Jahre 1869 nur 9, in Stuttgart sind jedoch mehr als dreimal soviel „Nationen“ durch Abgesandte vertreten. Deshalb und weil jede Nation erheblich mehr Vertreter als früher sendet, ist die Zahl der Kongreßteilnehmer beträchtlich gewachsen. Während auf den Kongressen der J. A.-A. meist weniger als

100 Personen teilnahmen (in Genf 60, in Brüssel 96, in Basel 80), betrug die Zahl der offiziellen Vertreter in Paris (1889) 407, in Brüssel (1891) 374, in Zürich (1893) 449, in London (1896) 748 (davon 475 Engländer), in Paris (1900) 788 (davon 473 Franzosen), in Amsterdam (1904) 476 und heut in Stuttgart fast doppelt soviel.

Ebenso wie das äußere Bild ist nun aber auch das innere Wesen der „neuen Internationale" von Grund aus von dem der alten verschieden. Vor allem darin, daß die „neue Internationale" gar keine „Internationale" im Sinne der alten J. A.-A. ist (deshalb sagte ich auch sei der Ausdruck nicht sehr glücklich gewählt). Will sagen: der alte Verband war ein selbständiger internationaler Verein, dessen Mitglieder die einzelnen Arbeiter oder ihre Organisationen in den verschiedenen Ländern waren. Jetzt ist die Organisation der Arbeiterschaft eine nationale: der einzelne Arbeiter kann nur Mitglied nationaler Verbände sein, und diese selbst können nur zu nationalen Föderationen sich zusammenschließen. Diese auf nationaler Basis ruhenden Organisationen entsenden dann ihre Vertreter auf die internationalen Kongresse. Daß diese selbst ihren Charakter völlig verändert haben, ist leicht verständlich. Schon der so viel größere Kreis nimmt ihnen viel von der Intimität der früheren Veranstaltungen. Aber auch der Inhalt der Verhandlungen ist von Grund auf gewandelt. Die Kongresse der J. A.-A. glichen Diskutierklubs, in denen theoretische Prinzipienfragen mit vielem Eifer und herzlich wenig Verständnis eingehend erörtert wurden. Auf den neuen Kongressen ist nur noch eine Frage, die die Prinzipien der Bewegung betraf, ausführlich erörtert worden, die Frage: ob sich die Sozialisten an der „politischen Aktion" beteiligen sollten. Jetzt ist das Interesse mehr der Erörterung taktischer Fragen zugewandt.

Soweit „Prinzipienfragen" noch erörtert werden — wie beispielsweise die „nationale" resp. „militärische" Frage auf dem Stuttgarter Kongreß —, betreffen sie die Stellungnahme zu Problemen, die außerhalb des Umkreises der sozialen Bewegung als solcher liegen; enthalten sie, möchte ich sagen, die Frage: wieweit die gesamte Weltanschauung des Proletariats ein einheitliches Gepräge tragen, und welches etwa dieses sein solle?

Besser als alles Andere ist ein Ereignis wie dieser internationale Kongreß geeignet, uns Einblick in das Wesen des Sozialismus und der sozialen Bewegung tun zu lassen. Und weil es die Bedeutung der Sache erheischt, daß jeder jede Gelegenheit ergreife, sich ein klares Urteil zu bilden über eine geschichtliche Erscheinung, die doch nun einmal zu den markantesten und bedeutsamsten unserer Zeit gehört, soll hier davon gesprochen werden.

So kann man beispielsweise jenen Leuten, die noch immer die Sozialisten unserer Tage für eine Rotte blutdürstiger Barrikadenmänner und finsterer Revolutionäre halten, keinen besseren Rat geben, als sich die Creame dieser gefürchteten Elemente, wie sie auf dem Internationalen Kongreß sich einfinden, einmal aus der Nähe anzuschauen. Da würde er bald gewahr werden, daß die überwiegende Mehrzahl der Teilnehmer ebenso friedliebende Menschen sind wie die Mitglieder irgend einer andern politischen Partei; ebenso das Gepräge des geruhsamen Spießers tragen wie irgendwelche Vertreter einer Mittelstandsgruppe, etwa des Handwerks.

Ich sage: das Gros der Vertreter. Eine Minderheit wird freilich von Typen höchst zweifelhafter Natur gestellt. Da sind die wilden Weiber aus Rußland mit ihren fanatischen Männern in den schwarzen Blusen. Da sind eine Menge Leute, denen man ansieht, daß sie irgendwie im Leben Schiffbruch gelitten haben und nun aus Not, in der Verzweiflung sich dieser Bewegung anschließen, die so unendlich duldsam ist gegen alles, was sich ihr verschreibt.

Und in den Sitzungen des Kongresses würde er erstaunt sein über den ruhigen, geschäftsmäßigen Ton, der die Verhandlungen beherrscht. Er würde bald merken, daß die Sturm- und Drangperiode auch bei dieser Bewegung längst vorüber ist, und daß nur noch in den Köpfen übereifriger Polizeier jener Revolutionsheld spukt, der in jeder Rocktasche eine Pistole oder eine Bombe mit sich herumträgt. (Wobei ich wieder von den Russen absehe, die ja in jeder Hinsicht heute eine Ausnahmestellung einnehmen, und deren Revolution mit der modernen sozialen Bewegung in den Kulturländern nur in sehr loser Beziehung steht: es ist bedauerlich daß die berufsmäßige Revolutionsmacherei im Zarenreiche offenbar hie und da auch in Westeuropa auf nicht ganz balancierte Gemüter abgefärbt hat, deren überlautes Geschwätz in manchen Ländern den Anschein hervorruft, als habe die proletarische Bewegung außerhalb Rußlands auch nur das geringste mit jener Revoluzzerei zu tun, unter der sich das russische Reich in schweren Krämpfen windet.)

Aber die Heerschau, die auf einem solchen Kongreß über die sozialistischen Streitkräfte „der ganzen Welt" abgehalten wird, ermöglicht es, auch positiv uns ein Urteil zu bilden über das, was nun die sozialistische Bewegung zunächst rein quantitativ im Leben unserer Staaten vorstellt. Da ergibt denn eine nähere Prüfung, daß die tönenden selbstbewußten Phrasen von der ungeheuren Ausdehnung dieser Bewegung (wie sie sich allzu häufig in der sozialistischen Presse und in sozialistischen Reden noch finden) doch bedenklich den wahren Sachverhalt entstellen. „Unser das Reich, unser die Welt" schrieb der

„Vorwärts“ bekanntlich nach dem Ausfall der Wahlen im Jahre 1903. Und auf einen ähnlichen Klang ist noch mancher Leitartikel abgestimmt, der den sinkenden Mut der Genossen wieder heben soll.

Die Ziffern, die uns die verschiedenen Landessektionen selbst in ihren Berichten an den Kongreß mitteilen, belehren uns, daß — vielleicht von Belgien und Dänemark abgesehen und neuerdings von Oesterreich, wo eine ganz eigentümliche Konstellation den Sozialisten einen offenbar nicht auf Dauer berechneten Erfolg brachte — selbst in den Ländern mit allgemeinem Wahlrecht jetzt nach einem ungeheuren Kampfe von zwei Jahrzehnten höchstens ein Zehntel der Sitze in den Unterhäusern in den Händen der Sozialisten sich befindet, während sie in den Oberhäusern (wo diese bestehen) meist gar nicht vertreten sind. Also daß die sozialistische Bewegung heute im politischen Leben irgend eines der großen Länder eine reale Macht darstellte, mit der ein Politiker rechnen müßte, wird man nicht behaupten dürfen, wenn man mit den Tatsachen im Einklang bleiben will.

Aber gerade ein Kongreß wie der Stuttgarter klärt uns des weiteren darüber auf, daß auch die geistige Potenz, die in der sozialen Bewegung gebunden ist, keine überwältigend große ist. So viele geistvolle, kenntnisreiche Leute unter den Führern sind (Männer, deren Heroismus und Selbstverleugnung man nicht hoch genug preisen kann), so wird man doch nicht sagen können, daß das Niveau der Verhandlungen eines solchen Kongresses, auf dem doch die ersten Kräfte zu Worte kommen, wesentlich über dem ähnlicher Veranstaltungen stände, auf dem wir Bürgerlichen den Ton angeben.

Die sachliche Ausbeute der Debatten ist meist herzlich unbedeutend. Und vergebens würde man vor allem nach irgend welchen fruchtbaren oder kühnen Ideen praktischer Sozialpolitik Umschau halten. Ich glaube, man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, daß der Sozialismus seit einem Menschenalter keine einzige neue, schöpferische Idee produziert habe. Was heute in der Erörterung irgendwelchen sozialen oder politischen Problems in praktikablen Gedanken auftaucht, ist entweder ein altes Inventarstück des Sozialismus, das schon in den Schriften und Reden der 70er Jahre eine Rolle spielte, oder (was die Regel bildet) es ist bürgerlicher Herkunft: mag es sich um Arbeiterschutz oder Arbeiterversicherung, um Gewerkschaften oder Genossenschaften, um Wohnungsreform oder soziale Hygiene oder Steuerreform oder was sonst auch immer handeln. Und zwar gilt das selbst von denjenigen Problemen, die im engsten Sinne der „Sozialpolitik“ angehören.

Aber wir würden einen schweren Fehler begehen, wollten wir auf Grund aller dieser Erwägungen den Sozialismus und die soziale Bewegung der Gegenwart gering achten. Vielmehr ist gerade wieder eine Veranstaltung wie der jetzt tagende Kongreß geeignet, uns von der zweifellos großen Kulturbedeutung der proletarischen Bewegung zu überzeugen.

Es ist gewiß schon eine imposante Tatsache, daß hier eine ziffernmäßig so ungeheure Menge von Menschen zu einer einheitlichen Willenskundgebung gelangt, daß acht bis zehn Millionen Menschen — soviel mögen insgesamt als Auftraggeber hinter den Delegierten des Kongresses stehen — wie mit einem Hirne denken, wie mit einem Herzen fühlen. Ich glaube, daß dieses Phänomen neu in der Weltgeschichte ist.

Welches ist diese Macht? Nun zunächst zweifellos das materielle Interesse. Das Interesse der Lohnarbeiterschaft, des Proletariats, das sich zu einem Kampfe gegen den Kapitalismus auf internationalem Boden zusammenfindet. Aber mit der Vertretung dieser materiellen Interessen erschöpft sich der Inhalt der internationalen sozialistischen Bewegung doch keineswegs. Sonst würden die internationalen Gewerkschaftskongresse genügen. Vielmehr kommt in diesen Internationalen Sozialistenkongressen die Doppelnatur der modernen sozialen Bewegung deutlich zum Ausdruck: daß sie eine proletarische Klassenbewegung ist, aber daneben doch auch eine ideale Bewegung, die der ganzen Menschheit zuliebe sich betätigen will. Und ich glaube doch, daß erst diese idealistische Unterströmung der ganzen Bewegung ihre Geschlossenheit, ihren Schwung, gleichsam ihre Seele verleiht. Welches aber sind die Ideale, die der proletarischen Bewegung ihren geistigen, allgemein menschlichen Gehalt geben? Sind es etwa neue Werte, die nun erst anfangen, die Menschheit für sich zu erobern? Gewiß nicht. Es sind vielmehr die uralten Ideale der Humanität in ihrer Anwendung auf die soziale Ordnung, die die Sozialisten unserer Tage verfechten; die Ideale der „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, für die schon die Bürgerlichen in den Tod gegangen sind. Wie denn der sozialistischen Bewegung nichts mehr abgeht als „Modernität“. Sie ist in jeder Hinsicht — soweit sie Ideale vertritt — eine „rückständige“, altfränkische, unmoderne Bewegung. Darin nur den klerikalen Parteien vergleichbar. Man denke an ihre Stellung zu Kunst und Literatur! Man lese die „Festgedichte“ in den sozialdemokratischen Blättern!

Aber mir scheint: darum sollten wir diese Bewegung und die Männer, die sie tragen, nicht gering achten. Vielmehr gerade weil sie diese alten, heute so unendlich „unmodernen“ Ideale hoch halten, gebührt ihnen unsere Teilnahme.

Es hat menschlich etwas unendlich Rührendes und Ergreifendes, hier noch so viel Glauben an die Möglichkeit einer „gerechten“ Ordnung, einer

Verwirklichung des Himmelreichs auf Erden zu finden. Und einer Zeit, die in Kapitalismus, Materialismus, Chauvinismus, Militarismus, Imperialismus, Aesthetismus aufzugehen droht, kann es gewiß nichts schaden, wenn ihr immer wieder vor Augen gehalten wird, daß ein anderer Ismus doch auch noch Anspruch auf Beachtung verdient: der Humanismus. Und der ist es, der von den Besten unter den Sozialisten (nach denen wir unser Urteil vom Wesen, von der Idee der Bewegung bilden müssen, wenn wir gerecht sein wollen) vertreten wird.

In dem Festhalten an diesen uralten Idealen, in dem ehrlichen Bemühen, sie in die soziale Wirklichkeit zu übertragen, liegt alle Stärke wie alle Schwäche, alle Größe wie alle Enge, alles Lebenskräftige wie alles Lähmende: liegt der große Konflikt begründet, der die moderne sozialistische Bewegung durchzieht, und der ihr Würde und Gewicht verleiht. Es ist der Konflikt zwischen Interesse und Ideal, dem Interesse, das sich im Leben durch jedes Mittel, das zur Macht führt, durchzusetzen bemüht, und dem Ideal, das sich rein und unvermischt zu erhalten trachtet.

Täuscht nicht alles, so muß in unserer heutigen Welt jemand, der zur politischen Macht gelangen will, ein gut Teil seiner humanitären Ideale opfern; ist der, der von diesen Idealen nicht lassen will, ewig zum Träumer verdammt.

Stieße die internationale sozialistische Bewegung die Träumer und Idealisten ab, so würde sie bald regierungsfähig werden: sie würde bald eine reine Interessenpartei der Arbeiterschaft werden, wie sie sich die Regierungen aller Länder wünschen. Aber sie würde damit auch ihren wesentlichen Reiz und, wie mir scheint, auch einen großen Teil ihrer Kulturbedeutung verlieren, die eben darin zum Ausdruck kommt, daß ein beträchtlicher Bestandteil der Angehörigen aller Nationen sich in einem grundsätzlichen Gegensatz zur herrschenden Klasse befindet. Nur freilich tut das den spezifischen Arbeiterinteressen wiederum entschieden Abbruch: und die sollen doch in der sozialen Bewegung auch und zuvörderst vertreten werden.

Wie zwischen diesen Widersprüchen zu vermitteln sei: das hat den Inhalt aller Verhandlungen auf den Internationalen Sozialistischen Kongressen der letzten Jahre gebildet und bildet ihn heute in Stuttgart wieder. Ich will in der nächsten Woche, wenn der Kongreß zu Ende sein wird, über die Verhandlungsgegenstände im einzelnen noch einiges sagen.

Courbet. Von Richard Muther.

Eine Würdigung Gustave Courbets kann man in den Worten zusammenfassen: Er war ein Maler, ein gottbegnadeter Maler, aus dem Stamm der Holbein, Velasquez und Jordaens. Freilich, ein Buch über Courbet muß auch vom Menschen sprechen. So mag erst die Geschichte seines Lebens erzählt werden. Sie war interessant genug, um rein als Erzählung zu fesseln.

Die Franche-Comté, die ehemalige Freigrafschaft Burgund, grenzt an die Schweiz, an den Kanton Neuchâtel. Die Hauptstadt ist Besançon, ein wenig südlich davon liegt Ornans, ein Ort von 3000 Einwohnern. Hier wurde Courbet am 10. Juni 1819 geboren. Sein Vater war Gutsbesitzer. Drei Schwestern — Zoe, Zélie und Juliette — wuchsen mit Gustave dem Erstgeborenen auf. 1837 schickte man ihn auf die Hochschule von Besançon, damit er zum Juristen sich ausbilde. Doch alles in seinem Wesen zog ihn zur Malerei. 1842 ist er in Paris. Als seine Lehrer werden Alexandre Hesse und der aus Baden stammende Baron Steuben genannt. Mehr freilich als von diesen lernte er im Louvre, wo er Bilder von Frans Hals, Rembrandt, Zurbaran und Géricault kopierte. Das erste Werk, das er 1844 in den Salon schickte, war ein Selbstporträt, auf dem er sich dargestellt hatte in einer Felsenlandschaft sitzend, mit seinem Hund zur Seite. Darauf folgten in den nächsten vier Jahren: Sein Selbstporträt als Guitarrero, das Liebespaar in der Landschaft, der Verwundete, sein Selbstporträt mit der Pfeife, die Dame in der Hängematte und ein schlafendes junges Mädchen. Courbet war ein prachtvoller Sinnenmensch. Sein Auge öffnete sich weit und groß der schönen sichtbaren Welt. Ueberall, wohin er im Leben blickte, sah er Bilder, und da das Leben selbst eine solche

Fülle von Bildern vor ihm ausbreitete, konnte er den Gedanken gar nicht fassen, daß ein Maler es für notwendig halten könnte, etwas anderes malen zu wollen als das, was das Auge sieht. Sehr verbreitet war nun aber diese Anschauung damals nicht. Denn die Kunst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war retrospektiv. Die Maler fanden, daß ihre eigene Zeit zu wenig Schönheit enthalte, um Stoff für Kunstwerke bieten zu können. Ingres und Delacroise, so verschieden sie sonst waren, hatten das gemein, daß sie mehr an der Vergangenheit als an der Gegenwart sich erwärmten. Die Größe und Schönheit alter Kulturen stellten sie dar in einer Formen- und Farbensprache, die auf der Kunst der alten Meister basierte. Und wie das immer so geht, die Kunst dieser Großen wurde vom Troß verwässert. Die Klassizisten, die um Ingres kreisten, erzeugten Idealfiguren von retouchiertester Schönheit. Die Historienmaler, die von Delacroise ausgingen, arrangierten Theatertableaux mit würdevollen Gesten und pomphafter Garderobe. Der Sinn für das Natürliche war auf diese Weise verloren gegangen. Und wer nicht Vergangenes, sondern Modernes malte, wer obendrein dieses Leben nicht in idealisierter Verschönerung, sondern in ungeschminkter Wahrheit darstellte, hatte von vornherein Aussicht als Apostel der Häßlichkeit zu gelten.

Dieses Schicksal traf Courbet. Gewiß, die Bewegung, die auf die Eroberung des Modernen ging, hatte schon längst begonnen. David bereits war nicht nur Parteigänger der Antike. Er malte den toten Marat, malte die Krönung Josephinens. Dann kam als merkwürdig moderner Künstler Géricault, der in seinen Soldaten- und Wettrennbildern alle zeitlichen Grenzen übersprang. Immerhin, im oeuvre von David spielen die modernen Bilder neben den antiken doch eine ganz nebensächliche Rolle. Géricault starb als Jüngling, und hinsichtlich der nächsten Generation ist die Chronologie nicht außer acht zu lassen. Daumier, dessen Bilder heute so geschätzt werden, wurde von den Zeitgenossen nur als Karikaturenzeichner gewürdigt. Millet, der Bauernmaler, hatte, da er erst spät zur Malerei gekommen war, um 1850 entscheidende Werke noch nicht geschaffen. Courbet als erster zog also die Aufmerksamkeit auf sich. Er wäre möglicherweise wenig beachtet worden, wenn er bescheiden seine Werke in dem kleinen Format gehalten hätte, das die Aesthetik von damals dem Genrebild im Gegensatz zum Historienbilde einräumte. Aber sein ganzes Talent drängte nach großen Flächen. Wie Rubens einmal schreibt: „Ich bekenne, daß ich infolge einer natürlichen Begabung mehr geeignet bin sehr große Bilder zu malen als kleine Kuriositäten," hatte Courbet für seine Werke großes Format gewählt. Uebersehen konnte man sie nicht, und bei lebensgroßen Figuren wirkt Realismus noch stärker als bei kleinen. So erging es Courbet ganz ebenso wie es im 17. Jahrhundert Caravaggio ergangen war, als er dem Schönheitsideal der Spätrenaissance seinen kraftstrotzenden Naturalismus entgegenstellte.

Dazu kam noch ein Zweites. Courbet war ein Bauer aus der Franche-Comté. Seinem kraftvoll bäurischen Wesen sagte rein menschlich der Bauer und Arbeiter mehr zu als die elegante Welt von Paris. Der Zufall fügte nun aber, daß sein Auftreten mit der sozialen Bewegung der vierziger Jahre zusammenfiel. Die Arbeiter schickten sich damals an, auf die Barrikaden zu gehen. Eine Anzahl Schriftsteller machten sich zu Wortführern des demokratischen Gedankens. Auch die Kunst, lehrten sie, müsse mitkämpfen für die ernsten Ziele des Zeitalters. Proudhon, Courbets Landsmann aus Besançon, trug sich schon mit den Gedanken, die er später in dem Buch „Du principe

de l'art et de sa destination sociale" publizierte. Nur eine Kunst, die das Leben der Gegenwart, den Menschen, namentlich den arbeitenden Menschen unserer Zeit in allen seinen Daseinsbedingungen darstelle, könne der wahre Ausdruck eines ganz demokratischen Jahrhunderts sein. Courbet hat in Wirklichkeit mit diesen Theorien gar nichts zu schaffen. Als Künstler für irgend etwas Propaganda machen zu wollen, lag ihm so fern wie möglich. Er hat einmal in dem Bilde der Rückkehr von der Konferenz ein wenig despektierlich von geistlichen Herren gesprochen, hat ein Bild gemalt, auf dem ein alter Bettler einem Betteljungen ein Almosen gibt. Das ist alles in seinem oeuvre, was allenfalls als tendenziös gedeutet werden könnte. Im übrigen hat er nichts gemein mit jenen Anklägern und Volkstribunen, die um 1848 in allen Ländern Europas auftauchten. Er war lediglich Maler, ein vorzüglicher Maler, der eigens zur Welt gekommen schien, um zu beweisen, daß ein Künstler nichts als seine fünf Sinne brauche, um unsterbliche Meisterwerke zu schaffen. Er schuf reine Kunst, malte keine Plaidoyers, sondern Bilder, die gar keine andern Gedanken als Farbengedanken hatten. Aber immerhin, er war auch ein Mensch. Seinen hauptsächlichsten Verkehr im Andlerkeller, einer Kneipe der Rue Hautefeuille, bildeten jene langhaarigen Weltverbesserer, deren Gestalten Murger in den Szenen aus dem Bohèmeleben zeichnete. So erklärt sich, daß in Courbets eigenem Hirn das, was seine natürliche Begabung war, sich mit dem, was Leute vom Schlage Proudhons ihm einredeten, ganz unklar vermengte, daß er selber glaubte, nicht nur ein Maler, sondern ebenfalls ein Politiker zu sein. Er hielt große Bierreden über die Aufgaben der Kunst. Er polterte, wetterte, bezeichnete sich als demokratischen Maler. Und natürlich verfehlten da auch die Betrachter, die Kritiker nicht, sozialistische Gedanken aus seinen Bildern herauszulesen.

Die Werke, die er 1849 und 1850 nach dem Salon schickte, erschienen als eine Herausforderung sondergleichen. Im „Nachmittag von Orleans" hatte er die Küche seines väterlichen Hauses gemalt, wo nach dem Essen die Familienangehörigen und ein paar Freunde musizieren, trinken und rauchen. Das Bild mit den Steinklopfern, jetzt in der Dresdener Galerie, zeigte einen Alten und einen Jungen am Chausseegraben arbeitend. Auf dem Begräbnis in Ornans, dem Riesenbild des Louvre, sind fünfzig Leute, Männer und Frauen aus Ornans dargestellt, die einem Leichenbegängnis beiwohnen. Auf dem Bilde der Rückkehr vom Markte sah man Bauern und Bäuerinnen auf einer Landstraße mit ihren Rindern, Schweinen und Gemüsekörben daherkommen. Fast alle Kritiker fanden, es sei unerhört, eine sozialistische Propaganda sondergleichen, daß solche plebejische Figuren sich anmaßten, an der Stelle zu stehen, die bisher nur samtbekleidete Helden einnahmen. Der Arbeiter reckte sich auf, bereit, die bourgeoise Welt zu zertrümmern. Wer solche Gefahr nicht witterte, glaubte zum mindestens, sagen zu müssen, daß die Darstellung so trivialer Dinge eine Versündigung am heiligen Geist der Kunst bedeute. Courbets Malerei sei eine große Entdeckungsfahrt nach dem Häßlichen, eine sklavische Nachahmung dessen, was in der Natur am wenigsten poetisch und am wenigsten edel ist. Bei den Steinklopfern erschien es unbegreiflich, daß ein Künstler einen so unerhört gewöhnlichen Gegenstand, Arbeiter in zerlumpter, schmutziger Kleidung, überhaupt behandelt hätte. Im Begräbnis habe er offenbar das kirchliche Zeremoniell verhöhnen wollen, denn das Bild sei von einer herausfordernden, geradezu brutalen Vulgarität. Der Maler habe förmlich Sorge getragen, die abstoßenden, komischen und grotesken Seiten der Mitglieder der Trauerversammlung hervorzukehren, habe keinen

Zug gemildert, der eine unpassende Heiterkeit erwecken konnte. Diese burlesken Masken mit ihren roten Schnapsnasen, dieser Dorfpfarrer, der ein Säufer zu sein schiene, dieser Hanswurst von Veteran, der sich einen zu großen Hut aufgesetzt — all das bedeute ein Karnevalsbegräbnis von sechs Metern Länge, über das es mehr zu lachen gebe als zu weinen. Selbst in den Tingeltangels wurden Spottverse über Courbets Realismus gesungen:

Faire vrai ce n'est rien pour être réaliste,
C'est faire laid qu'il faut! Or monsieur, s'il vous plait
Tout ce que je dessine est horriblement laid!
Ma peinture est affreuse et, pour qu'elle soit vraie,
J'en arrache le beau comme on fait de l'ivraie,
J'aime les teints terreux et les nez de carton
Les fillettes avec de la barbe au menton,
Les trognes de Varasque et les coquecigrues,
Les dorillons, les cors aux pieds et les verrues!
Voilà le vrai!

In der gleichen Tonart ging es in den nächsten Jahren weiter. Man lachte 1852 über die Demoiselles de village, jenes Bild, auf dem Courbet seine drei Schwestern dargestellt hatte, wie sie in einer Landschaft mit einer jungen Bäuerin plaudern. Man sah 1853 in den Zirkuskämpfern und der schlafenden Spinnerin Musterbeispiele einer Kunst, die auf die Wiedergabe der gemeinsten Wirklichkeit ausging, und fand es unerhört, daß auf dem Bilde der Baigneuse eine nackte Frau dem Publikum ihren enormen Rückenakt zeigte. Ein Bild, der Auszug der Feuerwehrleute, wurde, da die Regierung darin aus unersichtlichem Grunde eine Aufreizung der Bürger sah, amtlich beschlagnahmt, und einem Leutnant, der dem Maler einen Kasernensaal als Atelier eingeräumt hatte, einen Verweis erteilte. Immerhin — Courbet wurde durch alle diese Debatten sehr bekannt. Ein Mensch vom Schlage des Frans Hals, der zeitlebens ein Rapin blieb, sah es nicht ungern, wenn die Bourgeois sich seinetwegen ereiferten. „Mon grand père qui était un républicain de 93 avait trouvé une maxime qu'il me répétait toujours: Crie fort et marche droit. Mon père l'a toujours suivie et moi j'ai fait de même." Das Weltausstellungsjahr 1855 gab ihm willkommene Gelegenheit, sich vor den Augen ganz Europas in der Pose des Athleten zu produzieren, der seine Welt aus den Angeln hebt. Elf Bilder hatte die Jury von ihm angenommen, aber das Begräbnis refüsiert. Das veranlaßte Courbet überhaupt, auf die Beschickung der Ausstellung zu verzichten und in einer Holzbaracke in der Nähe des Pont d'Jena, unmittelbar am Eingang der Weltausstellung, seine Werke gesondert dem Publikum vorzuführen. „Paris soll auf dem Kopf stehen. Es wird das große Begräbnis all des bric-à-brac werden, den die moderne Kunst hervorgebracht hat." Ueber der Eingangstür stand: Der Realismus. G. Courbet. Ausstellung von 40 Bildern seiner Hand. Eintrittspreis 1 Franc. Der kleine Katalog, der für 10 Cts. verkauft wurde, enthielt das Glaubensbekenntnis des Malers, ein Credo, in dem sozialistische und künstlerische Gedanken wirr sich verquicken. „Der Titel Realist ist mir gegeben worden, wie man den Malern von 1830 den Titel Romantiker gab. Titel sagen nichts, sonst wären die Werke überflüssig. Ich habe unabhängig von jedem System und ohne mich einer Partei anzuschließen die Kunst der Alten und der Neueren studiert. Ich habe die einen ebensowenig nachahmen, als die andern kopieren, sondern nur aus der gesamten Kenntnis der Ueberlieferung die begründete und unabhängige Empfindung meiner eigenen Individualität schöpfen wollen. Wissen,

um zu können, war mein Gedanke, imstande zu sein, die Sitten, die Ideen, den Anblick unserer Epoche nach meiner Wertschätzung auszudrücken, nicht nur ein Maler, sondern auch ein Mensch zu sein, mit einem Wort, lebendige Kunst zu üben, das ist mein Ziel. Ich bin nicht nur Sozialist, auch Demokrat und Republikaner, mit einem Wort: ein Anhänger jeder Revolution und obendrein noch Realist, das heißt aufrichtiger Freund der wahren Wahrheit. Das Prinzip des Realismus aber ist die Negation des Ideals. Indem ich aus der Negation des Ideals alles weitere folgere, gelange ich zur Emanzipation des Individuums und schließlich zur Demokratie. Der Realismus ist seinem Wesen nach demokratische Kunst. Er kann nur bestehen in der Darstellung von Dingen, die für den Künstler sichtbar und berührbar sind. Denn die Malerei ist eine ganz physische Sprache, und ein abstraktes, nicht sichtbares, nicht existierendes Objekt gehört nicht in ihre Domäne. Die Monumentalmalerei, die wir haben, steht im Widerspruch mit den sozialen Zuständen, die kirchliche Malerei im Widerspruch mit dem Geist des Jahrhunderts. Ein Unsinn, daß Maler, ohne daran zu glauben, mit mehr oder weniger Talent Geschichten aufwärmen, die ihre Blütezeit nur in einer anderen als unserer Epoche haben konnten. Statt dessen bemale man die Bahnhöfe mit den Ansichten der Gegenden, durch die man reist, mit Bildnissen der großen Männer, durch deren Geburtsstadt man fährt, mit Maschinenhallen, Bergwerken, Fabriken — das sind die Heiligen und Wunder des 19. Jahrhunderts."

Man darf nicht jedes dieser Worte auf die kritische Wagschale legen. Man kann sogar finden, daß Courbet vornehmer dastehen würde, wenn er weniger schwadroniert hätte. Aber wer sich als Revolutionär fühlt, muß eben poltern. Courbet war gar nicht dazu geschaffen, irgend welche Märtyrerrolle zu spielen, zu der er verdammt gewesen wäre, wenn er gleich Millet zu den Stillen im Lande gehört hätte. Mit der rücksichtslosen Ellbogenkraft des brutalen Egoisten wollte er sich Bahn brechen. Das tat er. Und so unklar die Worte waren, so imposant wirkten die Bilder selbst. Courbet hatte so ziemlich alles vereinigt, was er aus Staats- und Privatbesitz hatte zusammenbringen können. Man sah die großen Werke, die schon aufgezählt wurden, sah das Atelier, jenes Riesenbild, auf dem er sich darstellte, umgeben von den Leuten, die ihm in sieben Jahren seines Schaffens als Modelle gedient hatten, sah die Getreideschüttlerinnen: zwei junge Frauen, die im Kornspeicher mit dem Durchsieben von Getreide beschäftigt sind, sah viele Bildnisse und Landschaften. Eins war erreicht: man nahm Courbet nun ernst. Er war eine Macht im französischen Kunstleben geworden. Der Realismus trat gleichberechtigt neben Klassizismus und Romantik.

Wie ich starb.

Von Max Dessoir.

Kann jemand über seinen eigenen Tod etwas mitteilen? Es gibt Menschen, die davon überzeugt sind, daß sie früher schon einmal auf der Erde gelebt haben; in abnormen Bewußtseinszuständen kommt ihnen anscheinend die Erinnerung wieder, und dann berichten sie manchmal auch von der Art ihres Todes. Doch steht es über jedem Zweifel fest, daß wir es hierbei mit phantastischen Vorstellungsgruppen zu tun haben, die in ganz anderer Weise sich bilden, als durch Zurückblicken auf eine frühere Existenz.

**

Es kommt ferner vor, daß jemand im letzten Augenblick dem Tode entrissen und zum Leben zurückgeführt wird: er vermag nun wohl von dem Grenzland zu erzählen, das sich schmal zwischen Sein und Nichtsein dahinzieht.

Obwohl ich nie in einer dieser Lagen gewesen bin, so meine ich doch, ich sei mehrfach gestorben und könne darüber etwas sagen. Enttäusche ich den Leser, wenn ich hinzufüge, daß ich an den geträumten Tod denke? Auf den Traum vom Sterben folgt allerdings das Erwachen, und insofern mag der geträumte Tod sich vom wirklichen unterscheiden. Aber was nachträglich geschieht, ändert nichts an Beschaffenheit und Stärke des Erlebnisses selbst. Die Traumerfahrung, an sich betrachtet, deckt sich vielleicht bis ins kleinste mit jener furchtbar wirklichen Erfahrung, die uns allen ein einziges Mal bevorsteht. Wenn wir die Träume mit den vorher erwähnten Berichten Geretteter vergleichen, so finden wir eine weitgehende Uebereinstimmung. Zugleich aber erhalten wir die tröstliche Gewißheit, daß der Gott des Todes in der Regel seines Amtes milder waltet als der dieser Maske sich bedienende Traumgott.

So möchte ich wenigstens glauben. Es hat in meinem Leben Zeiten gegeben, wo Ereignisse und Stimmungen das innere Auge an den letzten Grenzpfahl bannten. In diesen Zeiten habe ich während des Schlafes mehrfach den Tod erlitten. Nicht nur den körperlichen, sondern — wenigstens einmal — auch den geistigen. Hiervon spreche ich zuerst. Mir träumte, ich sähe mich in meinem Schlafzimmer um und bemerkte Möbel, die ich vordem noch nie wahrgenommen hatte. Schon das machte mich stutzig. Außerdem waren diese Möbel in einer eigentümlich schattenhaften Weise da: sie zeigten keine festen Umrisse und verschwanden zeitweise völlig. Da kam — das geschah im Traum — meine Frau herein. Als sie mich anschaute, wurde sie blaß, verzog das Gesicht wie zum Weinen und sagte: Wie siehst du denn aus? Was ist denn mit dir? Ich antwortete: Erschrick nicht — ich glaube, ich bin wahnsinnig geworden. Darauf zeigte ich ihr, was ich erblickte, und sie erklärte mir, was sich in Wirklichkeit an den Orten befand, d. h. in der geträumten Wirklichkeit. Bald bemerkte ich auch kleine, menschenähnliche, schwarze Wesen, von denen meine Frau nichts entdecken konnte. Eins davon sprang auf mich zu und biß mich in die linke Hand; der Schmerz war sehr heftig, und nur mit Mühe konnte ich das kleine Ungetüm abschütteln. Die Ueberlegung war keinen Augenblick getrübt: ich dachte an die Ratten, die dem vom Delirium tremens Befallenen erscheinen; ich beobachtete, daß die Hand unversehrt geblieben war, und schloß daraus, daß es sich um eine Halluzination handelte. Da mir trotzdem recht ängstlich zumute wurde, so eilte ich aus dem Zimmer. Aber ich kam nun nicht auf unseren Korridor, sondern auf einen sehr hohen und weiten Wandelgang. Sonderbare Menschen mit zum Teil ekelhaft entstellten Gesichtern gingen dort herum. Sie riefen mir zu, ich müßte die eine Hälfte der Tür zumachen und nur den anderen Flügel offen lassen, denn sonst würden die Teufelchen mir folgen. Wiederum bewährte sich die scheinbar nicht angetastete Vernunft: die Unsinnigkeit des Verlangens bestimmte mich zur Weigerung, obwohl der Schwarm sich jetzt auf den Gang zu ergießen begann. Doch sogleich sagte ich zur Traumgestalt meiner Frau: Wenn ich diese Quälerei nicht mehr aushalten kann, so gib mir Gift; laß mich nur nicht in eine Anstalt bringen — die Wärter sind so roh. Dann endlich verschwand der Traum.

Als ich erwachte, schrieb ich sogleich den Inhalt des Traumes nieder, fast wörtlich so, wie er hier erzählt wurde. Es wurde mir klar, daß nur in einem Uebergangszustand solche

Gespenster aufflattern — worüber theoretische Erörterungen an anderer Stelle stattfinden sollen —, aber es gelang mir nicht, irgend einen Anlaß für diese besonderen Gebilde herauszufinden. Bei den Träumen vom körperlichen Tod dagegen ist das Motiv in einem äußeren Reiz unschwer zu erkennen. Ich schildere diese Art von Träumen an drei Beispielen.

Mir war, als hätte ich mich, angewidert vom Leben und über alle Maßen ermüdet, in die Fluten gestürzt. Mit großer Geschwindigkeit sank ich, und ich fühlte, wie das Wasser dröhnend sich um mich schloß. Nun ging der Traum manchmal in der Richtung fort, daß eine peinigende Atemnot eintrat und zum Erwachen führte, andere Male jedoch folgte das schöne, das erlösende Bewußtsein: jetzt sei es zu Ende, und zwar in Wahrheit, nicht bloß im Traum. — Es liegt auf der Hand, daß derselbe körperliche Reiz in verschiedener Stärke die abweichende Gestaltung der Bilder hervorrief.

Vor Jahren hat sich mir öfter der folgende Traum wiederholt. Jemand stellt mir nach. Ich versuche ihm zu entfliehen. Doch allmählich versagen die Füße den Dienst: immer matter werden die eigenen Bewegungen und immer schneller naht der Mörder. Jetzt hat er mich erreicht. Alle meine Glieder sind gelähmt. Nun zieht er einen Dolch und bohrt ihn mir in die linke Seite. Der Schmerz kann schwer beschrieben werden. Er gleicht kaum dem Schmerz bei einer wirklichen Schnittwunde: da überwiegt das Gefühl einer rauhen Oberfläche, die das knirschende Fleisch auseinanderreißt — dieser Schmerz war vielmehr fein, spitz, gewissermaßen mit einem faulig-süßlichen Beigeschmack, aber vor allen Dingen so stark, so unerträglich, daß ich schließlich mein Bewußtsein verlor und glaubte, ich ginge zugrunde.

Eine Zeitlang träumte mir häufig, daß die Decke des Zimmers oder eine andere schwere Masse sich auf mich senkte und mit dem Zermalmen bedrohte. Die Qual begann stets damit, daß ich zu erwachen vermeinte und nun hilflos mit den Händen die dunkle Last wegzustoßen mich mühte. Aber sie überwältigt mich; ich bemerke, wie ich ihr erliege und wie mir die Sinne schwinden. Da endlich erwache ich in Wahrheit. Meine Hände sind krampfhaft gegen die Wand gestemmt. Noch weiß ich nicht, daß es eine ungefährliche Wand ist, weiß nicht, wo ich mich befinde; erst sehr allmählich komme ich zur Klarheit. Merkwürdigerweise ist mir dieses Sterben immer nur in meinem eigenen Zimmer zuteil geworden.

Ueber diese Traumerfahrungen spreche ich sehr ruhig, weil sie einige Jahre zurückliegen und inzwischen völlig ausgeblieben sind. Nichtsdestoweniger schließen sich auch heute noch mir beim Zurückdenken einige Betrachtungen an, denen ich damals nachhing. Warum, so fragte und frage ich, nimmt der Traumgott die einen so gütig auf, führt sie auf lachende Gefilde, zu lieben Freunden, durch fröhlich spannende Abenteuer hindurch, und warum peinigt er die anderen? Ich selber darf über die verhältnismäßig wenigen Todesträume in einer kurzen Zeit der Ueberarbeitung keine Klage führen. Aber ich habe Kinder und Erwachsene kennen gelernt, die an solchen Träumen tropfenweise verblutet sind; deren geistige und leibliche Gesundheit mit immer erneuter und verschärfter Grausamkeit so zerstört worden ist. Wehe den Unglücklichen, die selbst im Schlaf von des Schicksals Hand getroffen werden!

Und wie ist es mit dem wirklichen Tod? Gute, edle Menschen müssen langsam dahinsterben, mit voller Einsicht in die Unabwendbarkeit ihres Geschickes, mit gesteigertem

Bewußtsein aller gegenwärtigen und kommenden Qualen, während andere plötzlich fortgerissen werden ohne Krankheit, Schmerz und Sorge. Warum sind die Lose nicht anders verteilt? Weshalb kann nicht wenigstens in Vorbereitung und Vollzug des Todes eine gewisse Gerechtigkeit (ich sage nicht Gleichheit) herrschen? Wir schaudern, wenn wir von dem Erstickungstod einiger Unglücklichen bei Feuersbrünsten lesen; bedenken wir, daß viele Herzkranke diese Marter oft, recht oft, erleiden. Was ist das ärgste einmalige Ende gegen den ungezählte Male sich wiederholenden Halbtod? Der zum Tode verurteilte Verbrecher weiß, daß, falls ihm nicht bis zu einer bestimmten Stunde die Mitteilung wurde, eine Galgenfrist von vierundzwanzig Stunden ihm unter allen Umständen sicher ist — der Schwerkranke jedoch wird immerfort, unaufhörlich vom Schwert des Todes bedroht.

Trotzdem scheint es mir, als ob das eigentliche Sterben uns keine Furcht einzuflößen braucht. Schlimmer als das Sterben im Traum vermag es wohl nicht zu sein und ein klareres Bewußtsein wird in den endgültig letzten Augenblicken des Lebens schwerlich vorhanden sein. Wer solche Träume gehabt hat, darf sich sagen: Ich weiß, was Sterben heißt; so scheue ich den Tod nicht mehr. Doch er wird innerlich hinzufügen: Möge das Ende kurz und gnädig sein. Nicht einem plötzlichen, unvorhergesehenen Tode will ich das Wort reden, denn es ist roh und sinnlos, ohne jede Ahnung des Geschehenden das Diesseits zu verlassen; nur gegen die Qualen des Kampfes richtet sich der Wunsch.

Der Liebhaber.

Komödie in vier Akten von Bernard Shaw. (Deutsch von Siegfried Trebitsch.)

Dritter Akt. [2. Fortsetzung.]

Noch immer das Bibliothekzimmer. Zehn Minuten später. Julia kommt ärgerlich und unglücklich aus dem Speisesaal, Craven folgt ihr. Sie geht gequält durch das Zimmer und wirft sich in einen Stuhl.

Craven (ungeduldig): Was ist geschehen? Bist du verrückt geworden? Was soll das heißen, daß du plötzlich vom Tisch aufspringst und davonläufst? Was soll das heißen, daß Paramore seine Zeitung liest und nicht antwortet, wenn er angesprochen wird? (Julia windet sich ungeduldig.) Komm, komm, (zärtlich) wird mein Liebling seinem eigenen Vater nicht sagen, was, (gereizt) was zum Teufel mit euch beiden passiert ist? Nimm dich zusammen, Julia, Cuthbertson kommt. Er bezahlt nur die Rechnung. Er wird gleich hier sein.

Julia: Ich konnte es nicht länger ertragen. Oh, das mitanzusehen, wie sie beim Frühstück beisammensaßen, lachend, plaudernd, und sich über mich lustig machten! Noch einen Augenblick, und ich hätte aufgeschrien! — ich hätte ein Messer genommen und sie getötet — (Cuthbertson erscheint, die Frühstückrechnung in der Hand. Er stopft sie in seine Westentasche, während er zu seinen Gästen kommt. Er beginnt im Augenblick seines Eintretens zu sprechen.)

Cuthbertson: Ich fürchte, Ihr Frühstück ist sehr dürftig gewesen. Es war herzzerreißend, mitanzusehen, wie Sie ein paar Bohnen aufstocherten und Sodawasser tranken. Ich staune, daß Sie davon leben können!

Julia: Das ist immer alles, was er nimmt, Herr Cuthbertson, ich versichere es Ihnen. Er liebt es nicht, deswegen zur Rede gestellt zu werden.

Craven: Wo ist Paramore?

Cuthbertson: Er liest seine Zeitung. Ich habe ihn gefragt, ob er nicht mitkommen wollte, aber er hörte mich nicht. Es ist zum Staunen, wie ihn alles Wissenschaftliche in Anspruch nimmt. Ein kluger Mann! Ein ungeheuer kluger Mann!

Craven (verdrießlich): Oh ja, das ist alles ganz gut, Jo; aber das sind keine guten Manieren bei Tisch, er sollte seinen Beruf manchmal beiseite lassen. Der Himmel weiß, wie sehr ich bemüht bin, seine Wissenschaft zu vergessen, seit er mein Todesurteil verkündet hat. (Er setzt sich mit melancholischer Miene nieder.)

Cuthbertson (teilnahmsvoll): Sie dürfen nicht daran denken, Craven, vielleicht hat er sich geirrt. (Er seufzt tief auf und setzt sich.) Aber es ist sicherlich ein sehr kluger Mensch. Er denkt zweimal, bevor

er sich eine Blöße gibt. (Sie sitzen schweigend da, der düstersten Gedanken voll. Plötzlich tritt Paramore ein, blaß und in äußerster Verwirrung, das „British Medical Journal" in der zur Faust geballten Hand. Craven und Cuthbertson erheben sich voll Besorgnis. Paramore versucht zu sprechen, aber sein Atem stockt, er faßt sich an die Kehle und taumelt. Cuthbertson ergreift schnell seinen Stuhl und stellt ihn hinter Paramore, der hineinsinkt, während sich Craven zu seiner Rechten, Cuthbertson zu seiner Linken und Julia hinter Craven um ihn drängen.)

Craven: Was gibt's, Paramore?

Julia: Sind Sie krank?

Cuthbertson: Hoffentlich keine schlechten Nachrichten?

Paramore (verzweifelt): Die schlimmsten aller Nachrichten! Schreckliche Nachrichten! Unglückselige Nachrichten! Meine Krankheit —

Craven (rasch): Meinen Sie meine Krankheit?

Paramore (heftig): Ich meine meine Krankheit — Paramores Krankheit — die Krankheit, die ich entdeckt habe — mein Lebenswerk! Da! sehen Sie! (Er deutet mit einem unheimlichen Ausdruck des Entsetzens auf das „British Medical Journal".) Wenn das wahr ist, dann war alles nur ein Irrtum, dann gibt es gar keine solche Krankheit. (Cuthbertson und Julia sehen einander an; sie wagen kaum, die frohe Neuigkeit zu glauben.)

Craven (mit energischer Verwahrung): Und das nennen Sie schlechte Nachrichten?! Nein wirklich, Paramore —

Paramore (ihn rauh unterbrechend): Von Ihrem Standpunkt aus ist es ja natürlich, daß Sie an sich denken. Ich tadle Sie deswegen nicht, alle Invaliden sind selbstsüchtig. Nur ein Mann der Wissenschaft könnte jetzt mit mir fühlen. (Indem er sich im Gefühle einer unerträglichen Ungerechtigkeit krümmt.) Die bösartigen, sentimentalen Gesetze dieses Landes sind an allem schuld. Ich war nicht imstande, die genügende Anzahl Versuche anzustellen — nur an drei Hunden und einem Affen. Bedenken Sie doch nur einmal: ganz Europa ist voll mit meinen Konkurrenten, mit Männern, die darauf brennen, zu beweisen, daß ich unrecht habe! In Frankreich, in der erleuchteten französischen Republik, da gibt es Freiheit! Ein Franzose hat an zweihundert Affen Versuche angestellt, um meine Theorie ad absurdum zu führen. Ein anderer opferte sechsunddreißig Pfund Sterling — dreihundert Hunde zu drei Franks das Stück, — um die Experimente mit den Affen zu widerlegen. Ein dritter beweist den beiden durch einen einzigen Versuch, indem er die Temperatur einer Kamelleber auf sechzig Grad unter Null zu bringen versteht, daß sie unrecht haben. Und jetzt kommt dieser verdammte Italiener und ruiniert mich. Er hat eine Regierung, die bereit ist, Tiere zu kaufen, überdies geben ihm die größten Spitäler Italiens jede Gelegenheit. (Mit verzweifeltem Entschluß.) Aber ich will von keinem Italiener geschlagen werden. Ich werde meine Krankheit nochmals entdecken, ich weiß, daß sie existiert, ich fühle es; und ich werde es beweisen, und wenn ich sie an jedem sterblichen Tier, das überhaupt eine Leber hat, nachweisen müßte. (Er verschränkt die Arme und atmet Craven schwer ins Gesicht.)

Craven (dem das Bewußtsein des erlittenen Unrechtes aufdämmert): Soll das heißen, Paramore, daß Sie sich's in den Kopf gesetzt haben, mich zum Tode zu verurteilen — ja, zum Tode, gestützt auf drei Hunde und einen teuflischen Affen?

Paramore (voll Verachtung für Cravens engherzige persönliche Auffassung der Sache): Ja. Das war alles, wozu ich mir die Erlaubnis verschaffen konnte.

Craven: Nun, bei meiner Seele, Paramore, das ärgert mich. Ich möchte nicht unfreundlich sein, aber ich bin wahrhaftig sehr böse. Ahnen Sie auch nur, was Sie getan haben? Sie haben mir ein Jahr lang mein Fleisch und meinen Wein entzogen — mich zu einem Gegenstand öffentlichen Aergernisses gemacht — zu einem unglücklichen Vegetarianer und Abstinenzler.

Paramore (sich erhebend): Nun, Sie können die verlorene Zeit wieder einbringen. (Bitter, Craven das Blatt zeigend.) Da! Sie können es selbst lesen. Das Kamel wurde mit Fleisch genährt und mit Alkohol getränkt und nahm dabei an Gewicht zu. Essen und trinken Sie, soviel Sie wollen. (Noch immer unfähig, ohne Stütze zu stehen, geht er an Cuthbertson vorbei nach dem drehbaren Bücherständer und bleibt dort, ihnen den Rücken kehrend, stehen und lehnt sich, den Kopf auf die Hand gestützt, an.)

Craven (brummend): Oh ja, Sie haben leicht reden, Paramore. Aber was soll ich den humanitären und vegetarianischen Gesellschaften sagen, die mich zum Vizepräsidenten ernannt haben?

Cuthbertson (schmunzelnd): Aha! Sie haben eine Tugend daraus gemacht, nicht wahr?

Craven (warm): Ich habe aus der Not eine Tugend gemacht, Jo. Niemand kann mich darum tadeln.

Julia (ihn streichelnd): Mach' dir nichts daraus, Papa. Komm zurück ins Speisezimmer und iß ein gutes Beefsteak.

Craven (schaudernd): Hu! (klagend) Nein, ich habe meinen männlichen alten Geschmack dafür verloren. Meine Natur selbst ist dadurch, daß ich von Brei lebte, verdorben worden. (Zu Paramore.) Das kommt von all der Vivisektion! Sie machen Ihre Versuche an Pferden, und das Ergebnis ist dann natürlich, daß Sie mich in einen Zustand versetzen, der Sie zwingt, mich mit Bohnen zu füttern.

Paramore (trocken, ohne seine Stellung zu verändern): Nun, wenn sie Ihnen gut bekommen sind, um so besser.

Craven (jammernd): Das ist alles sehr schön, aber doch sehr ärgerlich. Sie haben ja nicht die leiseste Ahnung, was es heißt, einem Manne einreden, daß er nur noch ein Jahr zu leben habe, wahrhaftig nicht, Paramore, das muß ich Ihnen sagen. Ich habe mein Testament gemacht, was gänzlich unnötig war; und ich habe mich mit einer ganzen Menge Menschen, mit denen ich mich zerstritten hatte, wieder versöhnt, mit Leuten, die ich unter gewöhnlichen Umständen nicht ertragen könnte. Dann habe ich mich von den Mädchen zu Hause in einem Grade herumkriegen lassen, wie es nie der Fall gewesen wäre, wenn ich mein Leben vor mir gehabt hätte. Ich habe sehr viel nachgedacht und gelesen und bin viel in die Kirche gegangen. Und nun stellt sich heraus, daß alles Zeitvergeudung war. Meiner Treu, das ist zu widerlich, ich hätte vorgezogen, wie ein Mann zu sterben, als Sie sagten, daß ich sterben müßte.

Paramore (wie zuvor): Vielleicht müssen Sie trotzdem sterben. Ihr Herz ist schwach, wenn Ihnen das irgend eine Befriedigung gewährt.

Craven (beleidigt): Sie müssen mir verzeihen, Paramore, wenn ich Ihnen sage, daß ich zu Ihren Diagnosen keinerlei Vertrauen mehr habe. (Paramores Auge flammt auf, er streckt sich und hört zu.) Ich habe Ihnen für jene Konsultation, in der Sie mich zum Tode verurteilten, ein nettes Honorar gezahlt. Aber ich kann nicht behaupten, daß Sie mir dafür den richtigen Gegenwert gegeben hätten.

Paramore (wendet sich um und sieht Craven voll ins Auge): Das ist unverantwortlich, Oberst Craven. Ich werde das Honorar zurückerstatten.

Craven: Oh, es ist nicht wegen des Geldes, aber ich glaube, Sie sollten sich Ihre Lage klarmachen. (Paramore wendet sich steif ab, Craven folgt ihm impulsiv, und ruft reuig aus.) Nun, vielleicht war es abscheulich von mir, darauf anzuspielen. (Er bietet Paramore die Hand.)

Paramore (der sie gewissenhaft ergreift): Keineswegs. Sie sind vollkommen im Recht, Oberst Craven, meine Diagnose war falsch, und ich muß die Folgen tragen.

Craven (seine Hand festhaltend): Nein, sagen Sie das nicht. Es war ganz gut begreiflich, meine Leber ist wohl imstande, jede Diagnose ins Unrecht zu setzen. (Ein langes Händeschütteln, das für Paramores Nerven sehr peinlich ist. Dann zieht sich Paramore nach der Nische zu Ibsens Linken zurück und wirft sich mit einem halb unterdrückten Schluchzen auf den Diwan. Er beugt sich über das „British Medical Journal", den Kopf auf die Hände und die Arme auf die Knie gestützt.)

Cuthbertson (der sich mit Julia auf der anderen Seite des Zimmers gefreut hat): Nun, sprechen wir nicht mehr davon. Ich gratuliere Ihnen, Craven, und hoffe, daß Sie noch lange verschont bleiben werden. (Craven reicht ihm die Hand.) Nein, Herr, zuerst kommt Ihre Tochter. (Er ergreift sanft Julias Hand und schiebt sie zu Craven hinüber, sie stürzt mit hervorbrechendem Gefühle in seine Arme.)

Julia: Teurer alter Papa!

Craven: Ah, freut sich Julia, daß ihr alter Papa noch ein paar Jahre mehr zu leben hat?

Julia (beinahe weinend): Oh, so froh bin ich, so froh!

(Cuthbertson schluchzt hörbar. Der Oberst ist ergriffen. Sylvia, die aus dem Speisesaal kommt, bleibt jäh an der Tür stehen, als sie die drei sieht. Paramore, in der Nische, entgeht ihrer Aufmerksamkeit.)

Sylvia: Hallo!

Craven: Teile du ihr die Neuigkeit mit, Julia, es klänge lächerlich, wenn ich es täte. (Er geht zu dem weinenden Cuthbertson und klopft ihm tröstend auf die Schulter.)

Julia: Sylli, denk dir! Papa ist gar nicht krank. Es war nur ein Irrtum von Dr. Paramore. Oh, unser lieber Papa! (Sie ergreift Cravens linke Hand und beugt sich nieder, um sie zu küssen, während seine rechte Hand noch auf Cuthbertsons Schulter ruht.)

Sylvia (verachtungsvoll): Ich wußte es. Du hattest einfach zu viel gegessen, das war alles! Ich sagte immer, daß Paramore ein Esel ist. (Sensation. Cuthbertson, Craven und Julia wenden sich voll Bestürzung um.)

Paramore (ohne Bosheit): Macht nichts, Fräulein Craven. Das sagt jetzt ganz Europa. Es ist schon gut.

Sylvia (ein wenig bestürzt): Ich bedauere unendlich, Dr. Paramore. Sie müssen die Gefühle einer Tochter entschuldigen.

Craven (polternd): Dir ist das natürlich einerlei, Sylvia.

Sylvia: Ich will nicht empfindsam werden, Papa, darauf kannst du wetten. (Geht zu Craven.) Ueberdies wußte ich immer, daß dies alles Unsinn sei. (Ihn streichelnd.) Armer teurer alter Papa! Warum sollten deine Tage mehr gezählt sein als die eines anderen? (Er klopft ihr besänftigt auf die Wange. Julia wendet sich ungeduldig von ihnen ab.) Komm ins Rauchzimmer und laß uns sehen, was du nach einjähriger Abstinenz zu leisten vermagst.

Craven (scherzend): Du ausgelassenes kleines Mädel, du! (Er kneift sie ins Ohr.) Sollen wir gehen, Jo? Sie werden nach dieser Aufregung gegen einen Schluck Kognak nichts einzuwenden haben.

Cuthbertson: Ich schäme mich ihrer nicht, Dan, sie hat mir wohlgetan. (Er geht an den Tisch und schüttelt die Faust nach der Büste über dem Kaminsims.) Aufregung täte dir dort auch wohl, wenn du Augen und Ohren hättest, das zu begreifen.

Craven (erstaunt): Wem?

Sylvia: Nun, dem guten alten Henrik natürlich.

Craven (verblüfft): Henrik?

Cuthbertson (ungeduldig): Ibsen, Mensch, Ibsen. (Er geht durch die Stiegenhaustür hinaus. Sylvia, die der Büste im Vorbeigehen eine Kußhand zuwirft, folgt ihm. Craven starrt zuerst ihr verblüfft nach und dann auf die Büste. Da er das Problem als unlösbar aufgibt, schüttelt er den Kopf und folgt ihnen. In der Nähe der Tür hält er inne und kommt zurück.

Craven (sanft): Apropos, Paramore?

Paramore (indem er sich mit Anstrengung aufrüttelt): Ja?

Craven: Das war diesmal doch nicht Ihr Ernst mit meinem Herzen, nicht wahr, nein?

Paramore: Selbstverständlich nicht, es ist nichts. Nur ein leichtes Geräusch — die Herzklappen sind vielleicht ein wenig abgenützt; aber sie dürften schon aushalten, bis Ihre Zeit um ist, wenn Sie vorsichtig sind. Rauchen Sie nicht zuviel.

Craven: Was? Wieder neue Entbehrungen! Nein, wahrhaftig, Paramore, wahrhaftig —

Paramore (sich zerstreut erhebend): Verzeihen Sie, ich kann das Gespräch nicht fortsetzen. Ich — ich —

Craven: Schön, schön, ich will Sie nicht stören. (Er geht zu Paramore, der ruhelos in der Mitte des Zimmers auf und ab schreitet.) Kommen Sie, Paramore, ich bin nicht selbstsüchtig, glauben Sie mir, ich kann Ihre Enttäuschung nachempfinden. Aber Sie müssen sie tragen wie ein Mann. Und beweist das nicht vor allem, daß in der modernen Gesellschaft eine Menge faul ist? Unter uns gesprochen, müssen Sie doch zugeben, daß es schrecklich grausam und eine verdammt ärgerliche Sache ist, Kamele und Affen in Stücke zu reißen und zu sezieren. Das muß schließlich früher oder später alle besseren menschlichen Gefühle ertöten.

Paramore (sich ihm zuwendend): Wie viel Kamele und Pferde und Menschen wurden in den Tagen der Sudan-Kampagne, wo Sie Ihr Viktoria-Kreuz gewannen, in Stücke gerissen, Oberst Craven?

Craven (auffahrend): Das ist ein ehrlicher Kampf — und ein ganz anderer Fall gewesen, Paramore.

Paramore: Ja, Martinigewehre und Mitrailleusen gegen nackte Speerreiter.

Craven (hitzig): Ich habe mein Glück versucht, Dr. Paramore. Ich wagte mein eigenes Leben, vergessen Sie das nicht.

Paramore (mit gleichem Eifer): Und ich habe mein Leben gewagt, wie alle Aerzte, öfter als irgend ein Soldat.

Craven: Das ist wahr. Daran habe ich nicht gedacht. Verzeihen Sie mir, Paramore, ich will nie wieder ein Wort gegen ihren Beruf sagen. Aber ich hoffe, Sie werden mir jetzt gestatten, bei der alten Methode zu verharren, die Behandlung meiner Leber abzuschütteln und hinter den Hunden einen tüchtigen Ritt durch die Felder zu machen.

Paramore (mit bitterer Ironie): Ist das vielleicht nicht grausam, ein Rudel Hunde zu hetzen, um einen Fuchs in Stücke zu reißen?

Julia (schmeichelnd zwischen sie tretend): Laßt das Streiten. Geh ins Rauchzimmer, Papa; Herr Cuthbertson wird nicht wissen, was aus dir geworden ist.

Craven: Schön, schön, ich werde gehen. Aber heute ist es wirklich nicht vernünftig von Ihnen, Paramore, auf solche Weise von diesem edlen Sport zu sprechen —

Julia: S—sch! (Indem sie ihn schmeichelnd nach der Tür drängt.)

Craven: Gut, gut, ich gehe. (Er entfernt sich gutgelaunt, von Julia hinausgeschoben.)

Julia (wendet sich mit dem bestrickendsten Zauber ihres Wesens an der Tür um): Sehen Sie nicht so enttäuscht drein, Dr. Paramore. Heitern Sie sich auf. Sie sind ungemein gütig gegen uns gewesen und haben Papa unendlich viel Gutes getan.

Dr. Paramore (stürzt entzückt zu ihr hin): Wie schön ist es von Ihnen, mir das zu sagen, Fräulein Craven!

Julia: Ich hasse es, jemanden unglücklich zu sehen. Ich kann Unglück nicht ertragen. (Sie läuft hinaus und wirft ihm einen scharfen Blick zu, während sie enteilt. Paramore steht verzückt da und starrt ihr durch die Glastür nach. Während er ganz vertieft ist, kommt Charteris aus dem Speisesaal und berührt seinen Arm.)

Paramore (stutzend): Nun! Was gibt's?

Charteris (bedeutungsvoll): Ein reizendes Weib, nicht wahr, Paramore? (Sieht ihn bewundernd an.) Wie haben Sie es angestellt, sie so zu faszinieren?

Paramore: Ich! Meinen Sie wirklich — (Er sieht ihn an; dann faßt er sich und fügt kalt hinzu) Verzeihen Sie, das ist ein Gegenstand, über den ich nicht gerne scherze. (Er geht von Charteris fort und setzt sich in einen Lehnstuhl, wobei er seine Zeitung liest, um anzudeuten, daß er das Gespräch nicht fortzusetzen wünscht.)

Charteris (ignoriert diesen Wink und setzt sich kaltblütig neben ihn): Warum verheiraten Sie sich nicht, Paramore? Es ist wahrhaftig ein Skandal für einen Mann Ihres Berufes, ledig zu bleiben.

Paramore (kurz, anscheinend noch immer lesend): Das ist meine Sache, nicht die Ihre.

Charteris: Durchaus nicht, es ist eine äußerst wichtige soziale Frage. Werden Sie sich verheiraten?

Paramore: Nicht daß ich wüßte.

Charteris (beunruhigt): Nein?! Sagen Sie das nicht! Warum nicht?

Paramore (erhebt sich ärgerlich und klopft auf einen der „Ruhe"-Zettel): Erlauben Sie mir, Ihre Aufmerksamkeit darauf zu lenken. (Er geht nach dem Lehnstuhl, der sich in der Nähe des drehbaren Bücherständers befindet, und wirft sich mit entschiedener Feindseligkeit hinein.)

Charteris (der ihm folgt und zu tief beschäftigt ist, um auf die Abweisung zu achten): Paramore, Sie beunruhigen mich mehr, als ich's Ihnen sagen kann. Sie haben die Sache irgendwie verpfuscht. Ich weiß ganz gut, worum es sich bei Ihnen gehandelt hat, und habe erwartet, in Ihnen einen fröhlichen, erhörten Freier zu finden.

Paramore (ärgerlich): Ja, Sie haben mich beobachtet, weil Sie Fräulein Craven selbst bewundern. Nun, Sie können jetzt zu ihr gehen und das Spiel gewinnen. Es wird Sie freuen zu hören, daß ich ein ruinierter Mann bin.

Charteris: Sie! Ruiniert! Wieso? Der Turf?

Paramore (hochmütig): Der Turf!! Gewiß nicht.

Charteris: Paramore, wenn Ihnen mein ganzes Vermögen helfen könnte, diese Schwierigkeit zu überwinden, dann bitte, verfügen Sie darüber.

Paramore (überrascht aufstehend): Charteris! — Ich (argwöhnisch) Scherzen Sie?

Charteris: Um Gottes willen, warum verdächtigen Sie mich immer, daß ich scherze? Ich bin in meinem ganzen Leben nicht ernster gewesen.

Paramore (durch Charteris' Großmut beschämt): Dann bitte ich Sie um Entschuldigung. Ich dachte, diese Nachricht wäre Ihnen willkommen.

Charteris (die Ungerechtigkeit gegen sein edles Gefühl geringschätzend): Mein Freund —!

Paramore: Ich sehe, daß ich unrecht hatte. Es tut mir wirklich sehr leid. (Sie schütteln einander die Hände.) Und nun sollen Sie auch die Wahrheit erfahren. Es ist mir sogar lieber, wenn Sie sie von mir hören, als durch ein Klubgeschwätz. Meine Leberentdeckung hat sich — — (Er kann es nicht über sich bringen, es zu sagen.)

Charteris (hilft ihm heraus): Bestätigt? (Traurig) Ich verstehe, der arme Oberst ist verloren.

Paramore: Nein, im Gegenteil, es ist — eh — fraglich geworden. Der Oberst hält sich jetzt für vollkommen gesund, und mit meinen freundschaftlichen Beziehungen zu den Cravens ist es nun ein für allemal vorbei.

Charteris: Wer hat es ihm gesagt?

Paramore: Ich selbstverständlich; sofort als ich da diese Nachricht las. (Er zeigt das Blatt und legt es auf den Bücherständer.)

Charteris: Nun, Mensch, Sie waren der Bringer so froher Botschaft! Haben sie ihn nicht beglückwünscht?

Paramore (entrüstet): Ihn beglückwünschen?! Einen Mann beglückwünschen, zu dem ärgsten Schlag, den die pathologische Wissenschaft in den letzten dreihundert Jahren erlitten hat?

Charteris: Nein, nein, nein. Gratulieren Sie ihm zur Errettung seines Lebens. Gratulieren Sie Julia dazu, daß ihr Vater verschont bleiben wird. Schwören Sie, daß Ihre Entdeckung und Ihr Ruf Ihnen nichts bedeuten im Vergleich mit der Freude, dem Hause, das die schönsten Hoffnungen Ihres Lebens umschließt, das Glück wiedergeben zu können. Bedenken Sie, Mensch, Sie werden nie verheiratet sein, wenn Sie solche Kleinigkeiten nicht mit einer Frau in Beziehung zu bringen verstehen.

Paramore (ernst): Entschuldigen Sie, aber meine Selbstachtung ist mir sogar teurer als Fräulein Craven. Ich bin unfähig, mit wissenschaftlichen Fragen um persönlichen Vorteils willen zu spielen. (Er wendet sich kalt ab und geht an den Tisch.)

Charteris: Das gibt mir den Rest! Das Gewissen eines Nonkonformisten ist schlecht genug; aber das wissenschaftliche Gewissen ist die reine Hölle. (Er folgt Paramore und legt den Arm vertraulich um seine Schulter und führt ihn, während er ihn anspricht, wieder zurück.) Schauen Sie her, Paramore, ich habe in diesem Sinne überhaupt kein Gewissen, es widert mich an wie alle Fallstricke des Idealismus, aber ich habe einigen Sinn für Menschlichkeit und Vernunft. (Er drückt ihn wieder in den Lehnstuhl und setzt sich ihm gegenüber.) Kommen Sie, was ist eine wissenschaftliche Theorie? — eine richtige Theorie, nicht wahr?

Paramore: Zweifellos.

Charteris: Zum Beispiel, Sie haben eine Theorie über Cravens Leber, nun?

Paramore: Ich halte sie noch immer für eine richtige Theorie, obgleich sie für den Augenblick widerlegt worden ist.

Charteris: Und Sie halten es theoretisch für angenehm, mit Julia verheiratet zu sein?

Paramore: Das nehme ich an — in gewissem Sinne.

Charteris: Diese Theorie wird wahrscheinlich auch widerlegt werden, bevor Sie ein Jahr älter sind.

Paramore: Immer zynisch, Charteris.

Charteris: Ach, machen Sie sich nichts daraus. Nun ist es aber durchaus tadelnswert von Ihnen, zu hoffen, daß Ihre Lebertheorie richtig sei, weil sie zu der Hoffnung berechtigt, daß Cravens eines schrecklichen Todes sterben wird. (Das berührt Paramore paradoxal, aber es rüttelt ihn auf.) Dagegen ist es angenehm und menschlich, zu hoffen, daß Ihre Theorie über Julia richtig sei, weil sie zu der Hoffnung berechtigt, daß Sie glücklich leben werden.

Paramore: Das hoffe ich aus dem Grunde meiner Seele, (sich verbessernd) ich meine mit meiner ganzen Hoffnungsfähigkeit.

Charteris: Da nun beide Theorien in gleichem Maße wissenschaftlich sind, warum wollen Sie sich als humaner Mensch nicht lieber der Beweisführung der angenehmen Theorie widmen, als der Beweisführung der unangenehmen?

Paramore: Wie wäre das?

Charteris: Das will ich Ihnen sagen. Sie glauben, daß ich Julia selbst liebe. Das ist auch der Fall, aber ich liebe eine jede; also zähle ich nicht. Ueberdies, wenn Sie das wissenschaftliche Experiment machten, sie zu fragen, ob sie mich liebt, so würde sie Ihnen sagen, daß sie mich haßt und verachtet; ich bin also nicht im Spiel. Trotzdem hoffe ich so wie Sie, aus dem Grunde meines — was Sie Ihre Seele genannt haben — daß sie glücklich wird —

Paramore (ungeduldig): Oh, fahren Sie fort, fahren Sie fort, beenden Sie, was Sie eben zu sagen im Begriff waren.

Charteris (heuchelt plötzlich vollständige Gleichgültigkeit und erhebt sich teilnahmlos): Ich wüßte nicht, daß ich noch irgend etwas zu sagen hätte. Wenn ich Sie wäre, würde ich Cravens zum Tee einladen, zur Feier der Nachricht, daß der Oberst einem schrecklichen Ende entgangen ist. Apropos, wenn Sie das „British Medical Journal" nicht mehr brauchen, würde ich gerne sehen, auf welche Weise man Ihre Theorie ad absurdum geführt hat.

Paramore (zusammenzuckend, während er sich gleichfalls erhebt): Oh gewiß, wie Sie wünschen, ich habe nichts dagegen. (Er nimmt das Blatt vom Bücherständer.) Ich gebe zu, daß die Versuche des Italieners meine Theorie scheinbar über den Haufen geworfen haben. Aber bitte, bedenken Sie, daß es zweifelhaft ist — äußerst zweifelhaft — ob durch Experimente an Tieren etwas bewiesen werden kann. (Er händigt Charteris die Zeitung ein.)

Charteris (nimmt sie): Das macht nichts, ich habe nicht die Absicht, welche anzustellen. (Er zieht sich in die Nische zu Ibsens Rechten zurück und stellt im Vorbeigehen die Stehleiter so, daß er imstande ist, sie als Fußbank zu benützen, während er sich, mit dem Rücken der Ecke des Kaminsimses zugekehrt, auf den Diwan niederläßt, um zu lesen. Paramore geht nach der Speisesaaltür und ist im Begriff, die Bibliothek zu verlassen, als er mit der eintretenden Grace zusammentrifft.)

Grace: Wie geht es Ihnen, Dr. Paramore? Ich freue mich sehr, Sie zu sehen. (Sie schütteln sich die Hände.)

Paramore: Danke. Ihnen geht es hoffentlich gut?

Grace: Ganz gut, danke. Sie sehen überarbeitet aus. Sie müssen sich mehr schonen, Doktor.

Paramore: Sie sind zu gütig.

Grace: Sie sind zu gütig gegen Ihre Patienten. Sie opfern sich auf. Ruhen Sie sich aus. Kommen Sie, plaudern wir — erzählen Sie mir von den letzten wissenschaftlichen Entdeckungen — und sagen Sie mir, was ich lesen sollte, um mich auf dem laufenden zu erhalten. Aber Sie sind vielleicht beschäftigt.

Paramore: Nein, durchaus nicht. Es wird mir nur ein Vergnügen sein. (Sie gehen in die Nische zu Ibsens Linken, setzen sich und plaudern sehr vertraulich im Flüsterton.)

Charteris: Wie ein Arzt doch von allen geliebt wird! Man kann ihm sagen, was man will. (Julia kehrt zurück. Er nimmt die Füße von der Leiter und richtet sich auf.) Hu! (Julia geht an ihm vorüber, augenscheinlich sucht sie jemanden. Charteris stiehlt sich ihr nach.)

Charteris (mit leiser Stimme): Suchst du mich, Julia?

Julia (heftig erschreckend): Oh! wie du mich erschreckt hast!

Charteris: Sch! Ich will dir etwas zeigen. Schau! (Er deutet auf das Paar in der Nische.)

Julia (eifersüchtig): Dieses Frauenzimmer.

Charteris: Meine Geliebte, die sich um deinen Geliebten bemüht.

Julia: Was meinst du damit? Wagst du anzudeuten —

Charteris: Sch — sch — sch! Störe sie nicht. (Paramore erhebt sich, nimmt ein Buch und setzt sich zu Graces Füßen.)

Julia: Warum flüstern sie so?

Charteris: Weil sie wünschen, daß niemand hört, was sie einander sagen. (Paramore zeigt Grace ein Bild in dem Buch. Sie lachen beide herzlich darüber.)

Julia: Was zeigt er ihr?

Charteris: Wahrscheinlich ein Diagramm der Leber. (Julia nähert sich mit einem Ausruf des Ekels der Nische. Charteris packt sie beim Aermel.) Halt! sei vorsichtig, Julia. (Sie macht sich frei, indem sie ihm einen Stoß gibt, der ihn in den Lehnsessel wirft; dann geht sie quer nach der Nische hinüber und bleibt dort stehen, aus der Ecke in der Nähe des Kaminfeuers auf Grace und Paramore niederblickend.)

Julia (mit unterdrückter Wut): Sie scheinen ein sehr interessantes Buch gefunden zu haben, Dr. Paramore. (Sie sehen erstaunt auf.) Darf ich fragen, wie es heißt? (Sie bückt sich schnell, entreißt Paramore das Buch und kommt an den Tisch, um es rasch anzusehen, während Paramore und Grace sich voll Bestürzung erheben.) Großer Gott! (Julia schleudert es auf den Tisch, rauscht an Charteris vorbei und ruft verachtungsvoll aus) Sie Narr! (Paramore und Grace kommen unterdessen aus der Nische; Paramore verwirrt, Grace fest entschlossen.)

Charteris (beiseite zu Julia, während er aus dem Lehnsessel aufsteht): Einfältiges Frauenzimmer! Sie wird dich aus dem Klub hinausweisen lassen.

Julia (erschreckt): Das kann sie nicht — nicht wahr, nein?

Paramore: Was ist geschehen, Fräulein Craven?

Charteris (schnell): Nichts — meine Schuld — ein dummer Scherz. Ich bitte Sie und Frau Tranfield um Entschuldigung.

Grace (streng): Es ist ganz und gar nicht Ihre Schuld, Herr Charteris. Dr. Paramore, wollen Sie so freundlich sein und Sylvia Craven holen? Sie würden mich sehr verbinden.

Paramore (zögernd): Aber —

Grace: Ich wünsche, daß Sie jetzt gehen, wenn's gefällig ist.

Paramore (unterliegend): Gewiß. (Er verbeugt sich und geht durch die Stiegenhaustreppe ab.)

Grace: Sie werden ihn begleiten, Charteris.

Julia: Sie werden mich nicht allein lassen, damit ich von dieser Person beleidigt werde, Herr Charteris. (Sie nimmt seinen Arm, wie um mit ihm zu gehen.)

Grace: Wenn in diesem Klub zwei Damen einen Streit haben, so ist eine Beilegung in Gegenwart der Herren wider alle Klubregeln, namentlich in Gegenwart jener Herren, die die Ursache des Streites sind. Ich nehme an, daß Sie diese Regeln nicht zu brechen beabsichtigen, Fräulein Craven. (Julia läßt sofort mürrisch Charteris' Arm los. Grace wendet sich zu Charteris und fügt hinzu) Nun, Leonard, ab!

Charteris: Ich gehe schon. (Er folgt Paramore schmählich.)

Grace (zu Julia mit ruhiger Bestimmtheit): Was haben Sie mir zu sagen?

Julia (wirft sich plötzlich tragisch Grace zu Füßen): Nehmen Sie ihn mir nicht fort. Oh, tun Sie das nicht — seien Sie nicht so grausam. Geben Sie ihn mir zurück. Sie wissen nicht, was Sie tun, was zwischen uns vorgefallen ist — wie ich ihn liebe. Sie wissen nicht —

Grace: Stehen Sie auf und seien Sie keine Törin. Bedenken Sie, wenn jemand hereinkäme und Sie in dieser lächerlichen Stellung sähe!

Julia: Ich weiß kaum, was ich tue. Es ist mir auch einerlei, ich bin zu unglücklich. Oh, wollen Sie nicht auf mich hören?

Grace: Halten Sie mich für einen Mann, daß dieses törichte Benehmen Eindruck auf mich machen sollte?

Julia (steht auf und blickt sie finster an): Sie haben also die Absicht, ihn mir abwendig zu machen?

Grace: Zählen Sie nach der Art, wie Sie sich benommen haben, vielleicht auf meine Hilfe, ihn für Sie festzuhalten?

Julia (versucht ihre theatralische Methode in einer anderen Form — vernünftig und impulsiv statt tragisch): Ich weiß, daß ich unrecht hatte, mich gestern abend so zu benehmen. Verzeihen Sie. Es tut mir leid. Ich war verrückt.

Grace: Durchaus nicht. Sie haben genau berechnet, wie weit sie gehen könnten. Wenn er zugegen ist und zwischen uns steht, um die Szene mit Ihnen zu spielen, zähle ich nicht. Wenn wir allein sind, nehmen Sie wieder den Standpunkt ein, der Ihnen alles, was sie erreichen wollen, verschaffen soll: Sie weinen wie ein Baby, bis Sie alles erhalten haben.

Julia (mit unversöhnlichem Haß): Das haben Sie von ihm gelernt.

Grace: Von Ihnen habe ich es gelernt, gestern abend und jetzt. Wie ich den Gedanken hasse, eine Frau zu sein, wenn ich an Ihnen sehe, was für erbärmliche, kindische Geschöpfe wir sind! Jene beiden Männer würden Sie schneiden und aus dem Klub ausweisen lassen, wenn Sie ein Mann wären und sich ihnen gegenüber so benommen hätten. Aber weil Sie nur ein Weib sind, sind die Herren nachsichtig, teilnahmsvoll, galant. Oh, wenn Sie einen Schimmer von Selbstachtung hätten, würde Sie diese Nachricht rasend machen. Jetzt verstehe ich, warum Charteris die Frauen nicht achtet.

Julia: Wie können Sie es wagen, das zu sagen?

Grace: Wagen! Ich liebe ihn. Und habe ihm einen Korb gegeben, als er mir einen Heiratsantrag machte.

Julia (ungläubig, aber hoffnungsvoll): Sie haben ihn abgewiesen?

Grace: Ja, weil ich mich keinem Manne hingeben will, der von Ihnen und Ihresgleichen gelernt hat, Frauen zu behandeln. Ich kann ohne seine Liebe leben, aber nicht ohne seine Achtung; und Ihre Schuld ist es, daß ich nicht beides haben kann. Nehmen Sie also seine Liebe; und wohl bekomm's! Laufen Sie ihm nach und bitten Sie ihn, Mitleid mit Ihnen zu haben und Sie zurückzunehmen.

Julia: Oh, was für eine Lügnerin Sie sind! Er liebte mich, bevor er Sie auch nur gesehen hatte — bevor er auch nur von Ihnen träumte, Sie bejammernswertes Geschöpf. Glauben Sie, daß ich es nötig habe, vor Männern auf den Knieen zu liegen, damit sie zu mir zurückkehren? Das mag Ihre Erfahrung sein, Sie schlechtgewachsenes Ding, nicht die meine. Es gibt Dutzende von Männern, die ihre Seele für einen Blick von mir hingeben würden. Ich habe nur einen Finger zu rühren.

Grace: Dann rühren Sie ihn und sehen Sie zu, ob er kommen wird.

Julia: Ich hätte gute Lust, Sie zu töten! Ich weiß nicht, warum ich es nicht tue.

Grace: Ja, Sie lieben es, Ihre Unannehmlichkeiten billig loszuwerden — auf Kosten anderer Leute. Nicht wahr, man hat allen Grund, sich dessen zu rühmen, daß Dutzende von Männern einen lieben würden, wenn man sie dazu aufforderte.

Julia (feindselig): Ich glaube, es ist besser, wenn man so wie Sie beschaffen ist, mit einem kalten Herzen und der Zunge einer Schlange. Gott sei Dank, ich habe ein Herz, und deshalb können Sie mich beleidigen, wie ich Sie nicht beleidigen kann. Aber Sie sind eine Memme. Sie überlassen ihn mir ohne Kampf.

Grace: Ja, Ihre Sache ist es zu kämpfen. Ich wünsche Ihnen Erfolg. (Sie wendet sich verachtungsvoll ab und geht nach der Speisesaaltür, als Sylvia von der gegenüberliegenden Seite eintritt, Cuthbertson und Craven folgen ihr und gehen zu Julia, während Sylvia quer zu Grace hinübergeht.)

Julia (wankt hysterisch und streckt die Arme nach Craven aus): Papa!

Craven (sie in die Arme schließend): Mein Lieblings! Was ist geschehen?

Julia (unter Tränen): Sie will mich aus dem Klub ausweisen lassen, welche Schmach für uns! Hat sie ein Recht dazu, Papa?

Craven: Nun wahrhaftig, die Regeln dieses Klubs sind so ungewöhnlich, daß ich es nicht weiß. (Zu Grace.) Darf ich fragen, Frau Tranfield, ob Sie über das Benehmen meiner Tochter Klage zu führen beabsichtigen?

Grace: Ja, Oberst Craven. Ich werde mich beim Komitee beschweren.

Sylvia: Ich wußte, du würdest eines Tages zu weit gehen, Julia. (Craven, in Verlegenheit, blickt Cuthbertson an.)

Cuthbertson: Sehen Sie mich nicht an, Dan. Zwischen diesen Mauern zählt der Einfluß eines Vaters gleich Null.

Craven: Darf ich nach dem Grund Ihrer Beschwerde fragen, Frau Tranfield?

Grace: Ganz einfach: Fräulein Craven ist ein durch und durch weibliches Weib, und als solches nicht geeignet, Mitglied dieses Klubs zu sein.

Julia: Das ist nicht wahr. Ich bin kein weibliches Weib. Es wurde für mich Bürgschaft geleistet, als ich eintrat, genau so wie für Sie.

Grace: Von Herrn Charteris, wahrscheinlich auf Ihr eigenes Verlangen hin. Ich werde ihn zum Zeugen für Ihr gründlich weibliches Benehmen anrufen, und das sofort, in seiner und Dr. Paramores Gegenwart.

Craven: Cuthbertson, scherzen die oder träume ich?

Cuthbertson (grimmig): Es ist schon so, Dan, Sie sind wach.

Sylvia (ergreift Cravens linken Arm und streichelt ihn zärtlich): Mein lieber alter Rip Van Winkle!

Craven: Nun, Frau Tranfield, ich kann nur sagen, daß ich hoffe, es werde Ihnen gelingen, Ihre Klage vorzubringen und daß Julia zum letzten Male in diesen widerwärtigen Räumen gewesen sein wird. (Sylvia, die seinen Arm noch immer liebkost, lacht über ihn; Charteris kehrt zurück.)

Charteris (an der Tür): Darf ich eintreten?

Sylvia (den Oberst loslassend): Ja, Sie werden hier als Zeuge gewünscht. (Charteris tritt ein.) Es ist ein schwerer Fall von „Weiblichkeit".

Grace (halb beiseite zu ihm, bedeutungsvoll): Verstehst du? (Julia, die sie eifersüchtig beobachtet, verläßt ihren Vater und tritt dicht an Charteris heran. Grace fügt laut hinzu:) Ich werde Ihre Unterstützung vor dem Komitee benötigen.

Julia: Wenn Sie nur einen Funken Männlichkeit besitzen, werden Sie meine Partei ergreifen.

Charteris: Da würde ich ausgeschlossen werden, weil ich dann ein männlicher Mann wäre. Ueberdies bin ich selbst im Komitee; ich kann nicht gleichzeitig als Richter und als Zeuge auftreten. Sie müssen sich an Paramore wenden, er hat alles mit angesehen.

Grace: Wo ist Dr. Paramore?

Charteris: Er ist eben nach Hause gegangen.

Julia (mit einem plötzlichen Entschlusse): Welche Nummer hat Dr. Paramore in Savile Row?

Charteris: Neunundsiebzig. (Julia geht, zu aller Erstaunen, rasch durch die Stiegenhaustür hinaus. Charteris folgt ihr bis zur Tür, die ihm vor der Nase zufliegt und ihm freistellt, Julia durch das Glas nachzuschauen.

Sylvia: Grace, folgen Sie ihr. Lassen Sie sie nicht allein zu Paramore. Sie wird ihm die herzzerreißendsten Geschichten über die Behandlung erzählen, die ihr hier widerfahren ist, und ihn vollständig herumkriegen.

Craven (donnernd): Sylvia! eine nette Art, von deiner Schwester zu sprechen! (Grace preßt Sylvias Hand, um sie zu trösten, und setzt sich ruhig nieder. Sylvia pflanzt sich hinter Graces Sessel auf und beugt sich über die Rückenlehne, um die folgende Unterredung zwischen den drei Männern mitanzuhören.) Ich versichere Ihnen, Frau Tranfield, Dr. Paramore hat uns eben alle zum Tee eingeladen; und wenn meine Tochter zu ihm gegangen ist, dann benützt sie nur seine Einladung, um sich hier einer sehr peinlichen Szene zu entziehen. Wir werden alle hingehen. Komm, Sylvia. (Er wendet sich, um zu gehen, Cuthbertson folgt ihm.)

Charteris (bestürzt): Halt! (Er tritt zwischen Craven und Cuthbertson.) Was soll diese Eile? Können Sie dem Mann keine Zeit gönnen?

Craven: Zeit? Wozu?

Charteris (in seiner Aufregung töricht sprechend): Nun, sich ein wenig auszuruhen! Ein Berufsmensch, wie der, hat den ganzen Tag keinen Augenblick für sich.

Craven: Aber Julia ist bei ihm.

Charteris: Einerlei, sie sollte Gelegenheit haben, ihm ihren Fall vorzutragen. Als Mitglied des Komitees halte ich das nur für gerecht. Seien Sie vernünftig, Craven, gönnen Sie ihm eine halbe Stunde.

Cuthbertson (starr): Was meinen Sie damit, Charteris?

Charteris: Nichts, glauben Sie mir. Nur die gewöhnlichste menschliche Rücksicht für den armen Paramore.

Cuthbertson: Sie haben irgend einen Grund. Craven, ich rate Ihnen entschieden, sofort hinzugehen. (Er legt die Hand auf die Türklinke.)

Charteris (schmeichelnd): Nein, bitte nein. (Er legt überredend die Hand auf Cravens Arm und fügt hinzu) Es ist nicht gut für Ihre Leber, Craven, unmittelbar nach dem Frühstück davonzulaufen.

Cuthbertson: Seine Leber ist gesund. Kommen Sie, Craven. (Er öffnet die Tür.)

Charteris (Cuthbertson beim Aermel packend): Cuthbertson, Sie sind verrückt. Paramore will um Julia anhalten. Wir müssen ihm Zeit lassen; er ist nicht der Mann, der sich in drei Minuten entschließt, wie Sie oder ich. (Wendet sich zu Craven.) Begreifen Sie nicht, daß uns das aus der Schwierigkeit, von der wir heute morgen sprachen, befreien könnte — Sie und mich und Cuthbertson? Erinnern Sie sich?

Craven: Und man darf so etwas vor Zeugen plump herausjagen, Charteris? Zum Teufel, haben Sie denn kein Zartgefühl?

Cuthbertson (ernst): Nicht das geringste.

Charteris (wendet sich zu Cuthbertson): Nein — seien Sie nicht ungütig, Cuthbertson. Halten Sie zu mir. Meine Zukunft, Ihre Zukunft, Frau Tranfields Zukunft, jedermanns Zukunft hängt davon ab, daß wir Julia als angelobte Braut Paramores wiedersehen, wenn wir in Savile Row erscheinen. Er wird ganz bestimmt um sie anhalten, wenn Sie ihm nur Zeit lassen. Sehen Sie, Cuthbertson, Sie sind doch ein gütiger und erfahrener Mann, und ein ganz verteufelt kluger noch dazu, trotz aller Ihrer Schrullen. Sprechen Sie ein Wort zu meinen Gunsten.

Craven: Ich bin gerne bereit, die Entscheidung Cuthbertson zu überlassen, und zweifle nicht, wie diese Entscheidung ausfallen wird. (Cuthbertson schließt die Tür sorgfältig und kommt mit einer Miene gewichtiger Ueberlegung ins Zimmer zurück.)

Cuthbertson: Ich will jetzt wie ein Lebemann sprechen: das heißt, ohne moralische Verantwortlichkeit.

Craven: Ganz so, Jo, selbstverständlich.

Cuthbertson: Deshalb glaube ich, obgleich ich mit Charteris' Ansichten durchaus nicht sympathisiere, daß es nicht schaden könnte, wenn wir — sagen wir ungefähr — zehn Minuten warten wollten. (Er setzt sich.)

Charteris (entzückt): Ah, es gibt doch keinen, der Ihnen gleichkäme, Cuthbertson, wenn es sich darum handelt, eine schwierige Entwicklung zu beurteilen.

Craven (sehr enttäuscht): Nun gut, Jo, da das Ihre Entscheidung ist, muß ich mein Wort halten und mich fügen. Ich denke, wir täten besser, uns zu setzen und es uns bequem zu machen. (Er setzt sich protestierend.)

Charteris (unruhig auf und ab gehend): Ich kann mich nicht setzen, ich bin zu unruhig. Julia hat mich wahrhaftig so nervös gemacht, daß ich für mich nicht einstehen kann, bevor ich Julias Entschlüsse kenne. Frau Tranfield mag Ihnen erzählen, was ich unlängst durchgemacht habe. Julia ist nämlich eine äußerst energische Frau.

Craven (aufspringend): Bei meinem Leben! Bei meiner Ehre! Und bei meinem Gewissen!! Nein wahrhaftig!!! Ich werde sofort gehen. Komm, Sylvia. Cuthbertson, ich hoffe, Sie werden zeigen, wie sie über ein solches Benehmen denken, indem Sie sofort mit uns zu Paramore mitkommen. (Er geht zur Tür.)

Charteris (verzweifelt): Craven, Sie spielen mit dem Glück Ihrer Tochter. Ich bitte nur noch um fünf Minuten.

Craven: Nicht fünf Sekunden Herr. Pfui, schämen Sie sich, Charteris. (Er geht hinaus.)

Cuthbertson (zu Charteris, während er auf dem Weg zur Tür an ihm vorübergeht): Stümper! (Er folgt Craven.)

Sylvia: Geschieht Ihnen schon recht! Sie Stümper! (Sie folgt Cuthbertson.)

Charteris: Oh, diese starrköpfigen alten Männer! (Zu Grace.) Jetzt können wir nichts tun, als mit ihnen gehen und den Oberst so viel wie möglich aufhalten. Ich fürchte also, daß ich dich verlassen muß.

Grace (sich erhebend): Keineswegs. Paramore hat auch mich eingeladen, als wir vorhin zusammen plauderten.

Charteris (bestürzt): Du willst doch nicht mitkommen?

Grace: Ganz gewiß will ich das. Glaubst du vielleicht, daß ich dieser Person gestatten werde, von mir zu denken, daß ich mich fürchte, ihr zu begegnen? (Charteris sinkt mit einem langgezogenen Stöhnen auf einen Stuhl.) Komm, sei nicht dumm, du wirst Craven nicht mehr einholen, wenn du noch länger zögerst.

Charteris: Warum bin ich geboren, ich Unglücksmensch?! (Er erhebt sich verzweifelt). Nun, wenn du mitkommen mußt, so mußt du. (Er bietet ihr seinen Arm, den sie nimmt). Apropos, was hat sich ereignet, seitdem ich dich verließ?

Grace: Ich habe ihr eine Lektion wegen ihres Benehmens erteilt, an die sie sich bis an das Ende ihres Lebens erinnern wird.

Charteris (zustimmend): Das war recht, mein Schatz! (Er schiebt seinen Arm um ihre Taille.) Nur einen Kuß — um mich zu besänftigen.

Grace (ihre Wange gefällig darbietend): Verrückter Kerl! (Er küßt sie.) Nun komm. (Sie gehen zusammen hinaus.)

Vorhang.

(Schluß folgt.)

Bei Pater Wasmann.

Von Wilhelm Bölsche.

Selten ist mir ein Gedanke so aufdringlich deutlich geworden, wie im letzten Frühjahr in einem der Berliner Vorträge des Jesuitenpaters Wasmann über Entwicklungslehre.

Offen gestanden: ich langweilte mich ein bißchen. Ich hörte die alte, nachgerade wirklich etwas abgestandene Beweisführung. Körperlich sei allerlei möglich, sogar natürliche Entwicklung ohne unmittelbare Eingriffe des lieben Gotts. Aber die Seelen der Menschen hatte Gott unmittelbar geschaffen. Aus einzelligen Wesen konnten vielzellige werden. Aber die erste Zelle sei doch höchstwahrscheinlich, falls nicht noch einmal exakt Urzeugung wissenschaftlich nachgewiesen werden sollte, auch direkter Gotteseingriff.

Die Wissenschaft dürfe ruhig arbeiten. Aber über die und die Fragen habe die „höchste Instanz", nämlich die Oberleitung der katholischen Kirche, vorher zu entscheiden.

Das alles ging nun nicht eben über den hergebrachten Durchschnitt. Selbst das, was von manchem aufgeklärten Hörer als relativer Fortschritt, als mutiges Zugeständnis bewundert wurde, kam doch auch hier nur zustande durch die absolute Trennung von Seele und Leib nach ältestem Rezept. Die Seele zu Gott, der Leib in die Tiefe. Da unten in seinem Dunkel mochte diesem Leibe schließlich auch Entwicklung nach reinem Naturgesetz zugebilligt werden, sie kam eben zu dem andern niedrigen, belanglosen Spiel des Staubes und der Verwesung. Hinter dem dozierenden Pater in seinem schwarzen Rock unter seinen Lichtbildern mit Skeletten erschien mir die Gestalt Goethes, wie er im „ernsten Beinhaus" vor dem Schädel Schillers der „Gott-Natur" nachsinnt, „wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen, wie sie das Geisterzeugte fest bewahre." Was für ein endloser Abstand war hier immer noch, und was ich hörte, machte ihn nur breiter. Für eine einseitige Entwicklung bloß im Materiellen brauchte der gute Pater ja gar nicht aus seinen

eigenen Kirchenvätern herauszugehen. Er konnte sich auf den heiligen Augustinus berufen, der einst bei der Frage, woher die entlegenen Inseln des Weltmeers nach endgültiger Landung der Arche an einem bestimmten Fleck doch noch wieder ihre Landtiere bekommen hätten, ganz unbefangen meinte: Das nächstliegende sei eben, daß die Materie sie aus sich dort neu erzeugt habe.

Einen Augenblick verweilten meine Gedanken, während Herr Wasmann gerade darlegte, wie sehr alle diese Entwicklungsdinge heute doch noch Theorie, oft leere, luftige, schaukelnde, torkelnde Theorie seien, bei dem alten tapferen Glaubensstreiter Augustinus selbst. Damals hatten auch Theorien, die an die höchsten Geistesfragen rührten, die Köpfe heißer gemacht. Wie brav saß dieses Publikum hier, es schneuzte sich nur, wenn der Redner Wasser trank, und klatschte erst zum Schluß höchst wohlerzogen. Damals hatten sie um der „Theorien" willen die platonische Philosophin Hypatia auf der Straße nackt ausgezogen und mit Steinen totgeschmissen. War das bei uns heute nun Wachstum der Toleranz und Einsicht, — oder war es Indifferentismus einer hochgradig materiell engagierten Zeit gegenüber Weltanschauungsfragen überhaupt?

Das wollte ich jetzt nicht untersuchen. Aber was mich mit unhemmbarer Wucht packte inmitten all dieses Redens über das bloß Zweideutige, Problematische des Entwicklungsgedankens war etwas anderes. So manchem dieser schwitzenden roten Köpfe da im Publikum, Köpfen sicher ehrlicher, materiell hart arbeitender Menschen, die sich um allerlei schwere Fremdwörter heute mühen mußten, um dann gleich hinterher in der Beredsamkeit des Paters die zugehörigen Werte fast alle wieder im blauen Dunst des Unbewiesenen, Unbeweisbaren aufgehen zu sehen, mochte heute wieder die Angst kommen, ob nicht alle menschliche Forschung doch eigentlich nur ein Kinderspiel für müßige Stunden müßiger Leute sei. Wenn sie doch immer wieder nur zu dem bißchen hohler Theorie führte, zu einem Gewirre menschlicher Meinungen, wo keiner und jeder recht hatte? Es ist das die Stimmung, die auch den Wissenden so leicht befällt, wenn er ein Lehrbuch über die theroretischen Grundlagen irgend eines modernen Wissenszweiges in die Hand nimmt. Was ist das für ein ungeheures Labyrinth in diesen Tiefen der modernen Physik! Moleküle, Atome, Jonen, Elektronen, ein Maelstrom von Worten, Begriffen, Hypothesen, und keiner, der dem anderen sicher glaubt, alles provisorisch, schwankend, von der nächsten Auflage des Buches schon wieder umgestülpt. Und doch fahren die Hörer aus dieser Versammlung hier nachher so ruhig, so sicher mit der elektrischen Straßenbahn heim, die diese gleiche modernste Physik geschaffen, als handle es sich um urälteste ehrwürdigste Institutionen des Erdballs! Das Telephon ist uns schon so vertraut, daß die junge Generation gar nicht mehr nach seinen theoretischen Grundlagen überhaupt fragt. Die Röntgenstrahlen werden dem Arzt bereits Handwerkszeug. Nächstens ist es so mit der Telegraphie ohne Draht, übernächstens mit dem lenkbaren Luftschiff. Hier ist in der Praxis überall eine ungeheure Macht, die sich absolut durchsetzt, lange, lange, ehe die Theorie mitkann.

Das klingt rätselhaft und ist doch die einfachste ewige Weltwahrheit. Das Kind lebt und handelt, lange ehe es anfängt, theoretisch sich in den Begriff Mensch einzuleben. Die Menschheit hatte Unendliches bereits geleistet, so geleistet, daß jedes Kind davon profitierte, ehe sie es selber klar zu begreifen begann. Die Theorie ist gewiß nicht belanglos im Kultur- und Naturprozeß. Aber die Praxis ist ihr stets voraus, ist ihr voraus

gewesen, ehe sie anfing, ist ihr heute in unserem höchsten Geistesleben immer wieder sofort voraus um ein weites Stück, in einem ganz anderen Tempo. Die Erde steht nicht still, solange der Philosoph über sie nachdenkt. Das alte „Primum vivere, deinde philosophari" kann man auch so übersetzen, daß das Leben immer das zunächst sich Durchsetzende ist gegenüber der theoretisch schwankenden Lösung. Wir Menschen sitzen heute mit unserer Wissenschaft nicht in einem abgeschiedenen Denkkämmerlein. Dieser Klosterzug ist aus unserem Tagesleben fast völlig verschwunden. Wir stehen mit allen Kräften in einem enormen Eroberungsprozeß. Unsere Technik ist dem Punkt nahe, wo wir die „absolute Anpassung" des Lebens an die Erde darstellen. Die ganze Oberfläche unseres Planeten kommt in unsere Hand. Die alte Streitfrage aus den Kollegenkreisen dieses Paters dort: ob alle übrigen Tiere, Pflanzen, Klimate, Land- und Wasserverteilungen, Mineralschätze und so weiter des Erdballs bloß für den Menschen geschaffen seien, regelt sich unter unseren Händen sichtbarlich mehr mit jedem Tage, einfach im praktischen, realistischen Tatsinne. Die Erde wird unser, wird von uns systematisch umgeschaffen bloß noch für uns. Unser ganzes öffentliches Leben steht im Dienst dieser Eroberung. An der immer umfassenderen Aneignung aller Hilfsquellen unseres Planeten, an der Ordnung der Dinge auf unseren Zweck hin hängt die Lösbarkeit unserer sozialen Frage, sie bedingt alle Fortschritte unseres Wirtschaftslebens, man kann sie in Börsen- und Industriewerten in ihrem Weitergang jederzeit ziffernmäßig herausrechnen, sie ist die eigentliche tragende Strömung all unserer Politik. Sie, als höchste Gewähr der Machtsteigerung, verfügt auch über alle größten Machtmittel der Kulturmenschheit. Sie besitzt in erster Linie auch praktisch alle unsere aktuellen Wissenschaften, arbeitet mit ihnen als ihren Organen.

Und hier ist nun ganz sicher: Herr Wasmann mag uns so viel erzählen, wie er will, von wirklicher oder angeblicher vager und windiger Theorie in der modernen Entwicklungslehre, — fest steht, daß auch diese Entwicklungslehre längst mitten in jener großen praktischen Armee für die Eroberung steht, einrangiert ist und mitmarschiert.

Jener große Kampf um die Erdherrschaft, Erdaneignung, der nach der Außenseite recht eigentlich die Aufgabe unserer Kultur umfaßt, sieht sich vor zwei Naturerscheinungen: den sogenannten Kräften der anorganischen Materie und den lebendigen Wesen. Mit beiden muß er rechnen. Wie die reinen Naturkräfte uns dienstbar werden, ist allbekannt. Gleich den Riesen des Märchens treten sie einfach in unsere Dienste, bloß daß das Zauberwort, dem sie folgen müssen, hier die einfache Logik ist. Auf bestimmte Ursachen hin müssen sie für uns erscheinen; dann kann ein Kind auf den Knopf einer elektrischen Leitung drücken, und eine ganze Felsklippe, die seit Jahrtausenden der Brandung eines ganzen Ozeans stand gehalten hat, fliegt in die Luft.

Im Grunde ist es der banalste Satz: „Gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen", mit dem wir hier das Unmöglichste erreichen und uns ein Geschlecht von Zyklopen bändigen. Mit der künstlichen Feuererzeugung hat das begonnen. Dann kamen Hebel und Schießpulver, Dampf und Elektrizität. Wir heute ahnen schon, daß wir die Meeresbrandung selbst einmal verwerten, den Fluteinfluß des Mondes wie eine Maschine in unsere Industrie einstellen, das unerschöpfliche Energiereservoir des Erdinnern ausnutzen werden. Allenthalben beginnen wir über die Stufe bloß des Schutzes, des Widerstandes gegen diese Urgewalten der Erde schon hinauszuwachsen in die der Lockung und Leitung zu aktiver Hilfe. Auf den negativen Blitzableiter zum Schutzzweck sind unsere elektrischen Zuleitungen für positive

Arbeitsleistungen gefolgt. Wir bauen noch Buhnen, das Land zu sichern gegen die verheerende Brandung. Unsere Enkel werden *mit* dieser Brandung tief in dem Lande ihre Räder treiben, der Stoß, der heute eine Insel bedroht, wird dereinst ein Herzschlag in einem wunderbaren System ersprießlicher Kulturarbeit sein.

Nun tritt uns aber im *Leben* eine andere, eine höhere und feinere Stufe der Naturdinge auf unserem Planeten gegenüber. Die erste Tat der Kultur, an der sie jetzt seit zwei Jahrtausenden schon bewußt arbeitet, nachdem sie lange schon vorher dunkel dahin getastet, war hier die Einigung der Menschheit selbst zu einem geschlossenen Lebenskörper, der zu aller niederen Organismenwelt einen strengen Einheitsgegensatz bildete. Diese innere Menschentat ist noch lange nicht vollendet. Aber sie war im Wesen entschieden mit dem Begriff der Humanität. Also, wenn wir es bloß als eine moralische Sache nehmen ohne Magie: mit dem Christentum. Der Kerngedanke bleibt: alle Menschen der Erde gehören zusammen, sind das absolut unantastbare Krongut, sind die berechtigten Teilnehmer an all den Vorteilen jener Eroberung; diese Eroberung tritt unter ihnen selbst lediglich auf in Gestalt einer immer allgemeineren Erziehung zur Nutzung, zum Genuß und zur gemeinschaftlichen Förderung der Kultur Hand in Hand mit einer immer glücklicheren sozialen und politischen Ordnung. Es konnte vielleicht eine Weile verzeihlicher erscheinen, daß von den Pater Wasmanns dieser innere Zusammenschluß der Menschheit gegenüber der übrigen Welt unseres Planeten gefaßt wurde als ein ewiger Geschichtsgegensatz: als müsse diese Menschheit auch ursprünglich ganz wo anders herstammen, könne unmöglich ursprünglich einmal selber ein Produkt etwa des niederen Tieres sein. Aber abgesehen von den handgreiflichen Tatsachen, die dagegen sprechen, würde das *heute* auch gewissermaßen moralisch gar keinen Wert mehr haben. Eine solche Theorie von einem echten „Gottesgnadentum" in außernatürlichem Sinne im Menschen gegenüber Tier und Pflanze ist heute kein erzieherisches Mittel mehr zum Fortgang jener Kulturarbeit zur inneren Verfestigung des Menschheitsideals. Sie ist es deshalb nicht (ganz abgesehen jetzt von dem Wahrheitswert als solchem), weil diese innere Eroberung der Menschen für die Humanität und Menschheitsidee gar nicht auf geschichtlichen Dingen ruht. Sie *ist* und *wird*, das ist ihre Lebenskraft. Geschichtlich läßt sie sich nicht bestimmen. In der Geschichte haben wir auch im Menschen Zeiten, wo das roheste Abschlachten auch des Gegners im Menschengeschlecht einfach Pflicht und Recht war, wir haben Menschenfresserei und alle denkbaren Greuel zwischen Mensch und Mensch. Zwischen dem Menschenfresser und dem Gorilla kann die Grenze hier nicht liegen. Sie liegt uns viel näher: zwischen dem Menschenfresser oder dem Schlimmeren, der Mitmenschen foltert und verbrennt, und dem edlen Obermenschentum im Lichte der Humanität. Sie geht noch mitten durch unsere Zeit selbst. Diese Dinge sind viel zu neu und auch zu sehr praktische Tages- und Zukunftsarbeit, als daß alle Verankerung in problematischen Fragen der Urgeschichte dabei etwas zu- oder abtun könnte. Wer heute Güte, Menschenliebe, echtes *praktisches* Christentum bewährt, der hat zu seinen Handlungen weder den Uraffen, noch den Urengel nötig, und wenn aus streng wissenschaftlichen Gründen der Uraffe wahrscheinlicher wird als der Urengel, so kann er ruhig der Wahrheit die Ehre geben und wird im übrigen seinen Weg gehen, stolz und bescheiden zugleich sich bewußt, daß in *ihm* jedenfalls dieser Affe so wenig mehr ist, wie jener Menschenfresser oder folternde und verbrennende Inquisitor.

Doch das beiseite wieder, wie die Wasmanns sich nun die Sache denken: dieser praktischen Menschheitseinigung als unserer modernen Realpolitik steht eine ebenso praktische Realpolitik bei uns zu jenen niederen (sei es denn ursprünglich mit uns stammverwandten) Lebewesen der Erde selbst gegenüber. Unsere Eroberung geht auch da längst ihren festen Weg. Auf der einen Seite wehren wir uns gegen das, was uns von Tier, Pflanze und Urwesen aus als hemmend entgegentritt. Wir säubern die Erde von Giftkraut und Ungeziefer. Man weiß, wie lange das schon im Gange ist: warum unsere schon ganz geregelten Kulturländer keine Bären und Wölfe mehr haben. Als Zoologe mag ich das bedauern, die Theorie könnte noch so viel lernen aus dem ursprünglichen Sachverhalt. Aber im Sinne der Realpolitik läßt sich nicht daran mäkeln. Es ist mehr wert, daß alle Kreuzottern unseres Planeten ausgerottet werden, als daß eines der Wesen dieses Planeten, die wir nun einmal in den Bannsaum des Humanitätsgedankens mit einbezogen haben, nämlich ein einziger Mensch, an einem Kreuzotterbiß leide. Das Protozoum, das die Malaria erzeugt, muß als unser Feind fallen, wenn wir nicht die Eroberung ungeheurer räumlicher Gebiete für unser Menschheitsideal einfach aufgeben wollen; wollen .... wir werden gar nicht gefragt, — wir müssen da durch, die Malaria ist eine soziale, eine koloniale, eine wirtschaftliche Existenzfrage für uns, und sie muß fort, sobald wir die Mittel haben.

Dem aber steht auch hier nun wieder eine andere Seite gegenüber. Eine positive der negativen. Auch sie reicht bereits über Jahrtausende. Der Mensch merzt nicht nur feindliches, unbrauchbares Tier- und Pflanzenmaterial aus, — er begünstigt auch anderes, das seinen Zwecken entgegenkommt. Man kann nicht von Kultur reden, ohne an Ackerbau, Viehzucht, Gartenkultur, Haustiere zu denken. Die paradoxe Idee, daß die ganze Kulturgeschichte sich in Kornziffern vorrechnen ließe, hat wenigstens das Richtige, daß man sie nicht ohne diese Ziffern erzählen kann. Wie Pilz und Alge in der Flechte, wie gewisse Seerosen mit Einsiedlerkrebsen, so ist der Mensch mit so und soviel Tier- und besonders Pflanzenarten in Symbiose (nutzbringendes Zusammenleben auf Gegenseitigkeit) getreten. Er schützt sie und nützt sie. Das beginnt bei Hund und Pferd und endet bei den mikroskopischen Wesen, die bei den uns so wichtigen Gärungsvorgängen eine Rolle spielen.

Unwillkürlich aber, indem der Mensch hier eine Wahl ausübte, diese Tier- oder Pflanzenform symbiotisch begünstigte, jene ablehnte, griff er schon ein in das gegebene Bild des Erdlebens, — immer mehr, je mehr seine Erdherrschaft erstarkte. Man kann das besonders an Vegetationsbildern verfolgen. Europa war nach Ausgang seiner letzten Eiszeit wieder in eine ausgesprochene Waldperiode mit sehr viel Laubwald in allen tieferen Gegenden eingetreten. Heute machen ungeheure Gebiete dieses Erdteils umgekehrt den Eindruck eines Steppenlandes, in dem statt der Baumform die Grasform und Krautform physiognomisch das Landschaftsbild beherrscht. Das liegt lediglich am Menschen. Diese Steppe ist Kultursteppe, ihre Gräser sind die vom Menschen begünstigten Getreidearten, ihr typisches Kraut die Kartoffel. Der Wald ist künstlich gerodet, vielfach auch ebenso künstlich aus der Laubform in die dem Menschen bequemere Nadelholzform der Kiefer übergeführt. Wo aber der Wald geschwunden ist, da ist doch nicht immer die Liane des Waldes mit verschwunden: an künstlichen Stützstangen aus Menschenarbeit bedecken die Weinrebe, der Hopfen weite Strecken. Im letzteren Falle beginnt sogleich aber da auch etwas, was über die einfache Hegung und Rodung noch wieder hinausgreift.

Keine intimere Symbiose aus der Tier- und Pflanzenwelt, die wir kennen, ist ohne einen gewissen Einfluß auch auf die Körpergestaltung mindestens des einen Partners verlaufen. Polypenkolonien, die von Krebsen, die in leeren Schneckenschalen hausen, herumgetragen werden, zeigen ganz bestimmte Abänderungen ihres Baues, ihrer Arbeitsteilung für den genossenschaftlichen Zweck. Jene kleinen Käferchen, die von Ameisen gehegt werden, ein Gebiet, das gerade Wasmann so kenntnisreich und fern vom Lärm der Parteien so liebenswürdig geschildert hat, sind sofort an ihrem Leibesbau als solche „Gäste" kenntlich. Es lag auf der Hand, daß auch die hegende, positive Tätigkeit des Menschen nicht bloß gewissen Tier- und Pflanzenarten zu einer gewissen parallelen Erderoberung für ihr Teil verhalf, sondern auch auf die Dauer wirklichen Wandel bei diesen begünstigten Formen hervorbrachte. Wenn ich Getreide in eine andere Landschaft mit verändertem Klima künstlich verpflanze, so bringt dieses Klima Aenderungen in der Reifezeit, Beschleunigungen oder Verkürzungen entsprechend veränderter Sonnenstrahlung, Sommerdauer u. s. f. mit sich. Das kriechende Knieholz des Gebirges, das ich in meinem Garten im Tal pflanze, richtet sich auf und bildet steile Stämme. Hier aber mußte für den Menschen schon früh ein neues praktisches Problem auftauchen.

Er, der gelernt hatte, einen rohen Feuerstein so lange zurecht zu schlagen, bis die gewünschte verbesserte Form eines handlichen scharfen Messers entstand, mußte vor die Frage kommen, ob sich nicht auch der Organismus des Tieres, der Pflanze für solchen noch feineren Zweck „zurechtschlagen", ob nicht auch er sich künstlich verändern, schärfen, aufbessern ließe noch über das Gegebene hinaus.

Man hatte den Kirschbaum gehegt und den Dornbusch abgehauen. Ließ sich nicht das noch überbieten und zwar zweimal positiv, — indem man den Kirschbaum nötigte, das, was wir an ihm liebten, das Fruchtfleisch, doppelt so stark anzusetzen, und indem man den Dornbusch veranlaßte, kirschenähnliche Früchte zu tragen?

Und hier jetzt ist nach meiner Ansicht der Punkt, wo die Entwicklungslehre, von der uns Herr Pater Wasmann erzählt, daß sie eine schwer beweisbare pure Theorie sei über Vorgänge, die sich vor Millionen von Jahren einmal geschichtlich zugetragen haben könnten, zuerst in der Kulturmenschheit aufgetaucht ist, aufgetaucht auch sie wohlverstanden als eine vollkommen praktische Sache, eine Brot- und Aepfelfrage bei Menschen, die ganz in der Gegenwart lebten, die auch nur ein paar hundert Jahre zurück noch nirgendwo eine halbwegs sichere Tradition hatten, denen Geschichte ein Nebel von Märchen und Einfällen war. (Weitere Aufsätze folgen.)

Randbemerkungen. Von Otto Julius Bierbaum.

Wedekind: Moral in Gärung. Pathetisch gesprochen: das gärende Drachengift der Moral. Nichts für den Frühstückstisch vom Moralisten.

Dehmel: Erotik als Doktrin. Nichts für Erotiker.

Theaterreformer: Sie lassen sich prächtige neue Flaschen schleifen, wissen aber noch nicht, was hineintun. Hoffen indessen, das Publikum werde, entzückt von den glänzenden neuen Gefäßen, am Ende auch gefärbtes Wasser für Wein nehmen. Das Publikum will sich aber nicht bloß mit den Augen berauschen.

Die pornographische Hochflut: Symptom zunehmender Impotenz und Anzeichen einer nahenden bös moralischen Epoche. — Auffällig ist der sonst selten beobachtete gute Instinkt der Staatsanwälte, dieses Wesen gewähren zu lassen.

Stefan George: Höchste, nie noch dagewesene Kunst: falsche Diamanten so zu schleifen, daß sie durch den kunstvollen Schliff wirklich wertvoll werden. Artistenperversität, keine schwindelhafte Absicht.

Meier-Graefe: Wunderliches Phänomen eines Menschen, der Kraft und Geschick genug hätte, das lebendige Pferd der Poesie zu zügeln, und es vorzieht, das hölzerne Steckenpferd der Kritik zwischen die Beine zu klemmen.

Alfred Kerr: Bei ihm wird das Steckenpferd lebendig und bockt zuweilen wie der richtige Pegasus.

Shakespeare: Anbetungswürdig, wie alle Klassiker, vornehmlich deshalb, weil er keine Tantiemen bezieht.

Ibsen: Der Apotheker als Genie.

Isadora Duncan: Die Gouvernante als Tänzerin. Nein: Die Tänzerin als Gouvernante. Nein: Die Gouvernante.

Amüsante Anekdote: Als man von dem Kaiserlich Knackfußschen Bilde „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!“ Reproduktionsabzüge zur Verwendung als allerhöchste Huldbeweise auf besonders kostbarem und schönem Material herzustellen sich veranlaßt sah, benutzte man Papier aus der Kaiserlichen Manufaktur zu Tokio.

Das größte ästhetische Unglück der modernen Zeit: die Aufhebung des Kirchenstaates. Es bereitet sich indessen ein noch größeres vor: die Industrialisierung Italiens. Höchstens noch hundert Jahre, und es ist so reich und so schön wie Sachsen.

Peter Behrens: Das inspirierte Lineal.

Tarockpartie Thoma-Ganghofer: Erlaubt es der Majestätsbeleidigungsparagraph, ihren heimlichen dritten Mann zu nennen?

Des heimlichen Kaisers Gebet:

Ha, ich bin Herr der Welt! mich lieben
Die Edlen, die mir dienen.
Ha, ich bin Herr der Welt! ich liebe
Die Edlen, denen ich gebiete.
O gib mir, Gott im Himmel! daß ich mich
Der Höh' und Liebe nicht überhebe.
(Goethe: Königlich Gebet.)

Lehár: Der Walzer-Wollüstling. Wer in Worten nur andeuten wollte, was er in Tönen ausspricht, würde anstatt Tantiemen Gefängnis kriegen. So verschieden ist die Moral der Künste.

Argument gegen die Anarchisten: In Italien gibt es Gemeinden, die sofort alle ihre Schulden bezahlen und außerdem noch sehr reich werden könnten, wenn sie ihr Erbe an Kunstwerken verkauften. Sie möchten es gerne und täten es gleich, wenn der Staat es nicht verböte. Gepriesen sei der Staat!

Seltsam: Die drei mächtigsten Kirchenhäupter sind heute Staatsgefangene: der Papst, der Zar und der Dalailama.

Blut ist stärker als Wasser, Tinte ist stärker als Blut: Wenn ein Mädchen zufällig als Junge in ein Register des Standesamts eingetragen ist, so wird es zum Militär ausgehoben, und die Sache kommt erst dann ins Gleiche, wenn die Papiere korrigiert sind. Doch das ist nur ein Witz, mit dem die Tinte ihre Macht exemplifizieren will. Aber ernsthaft: Wenn zwei sich lieben und zueinandertun, so ist es Konkubinat, sofern die Tinte des Standesbeamten nicht geflossen ist, die aus jedem gemeinen liebloſen Paarungskontrakt eine Ehe macht. — Indessen ist dagegen und gegen die Tinte überhaupt, in die wir geraten sind, seitdem es einen Staat gibt, nicht das geringste einzuwenden, außer von Anarchisten, die schließlich aus der Tinte ins Blut kommen wollen und — werden. Die Tinte ist das Blut des Staates, und sie ist ein noch viel besondererer Saft als Blut: direktes Gehirndestillat. Ein ungeheuerliches Kulturprodukt und Symbol. Man könnte sie den Wein des Geistes nennen, der über die Materie triumphiert.

Sozialdemokraten: Freiheitsphilister und daher in Deutschland höchst aussichtsreich. Indessen werden sie auch hier ihren Napoleon finden, wenn ihre Zeit gekommen ist. Vor den Philistern der bestehenden Ordnung haben sie voraus, daß einstweilen auch die meisten nicht philisterhaften Rebellengeister zu ihnen stehen. Aber schon jetzt fürchten und hassen sie diese. Mit Recht, denn es sind ihre gefährlichsten Feinde. Mit den Philistern werden sie fertig werden (zum Teil schon durch „Ueberzeugung"); mit den freien Geistern nicht (auch nicht durch die Uebergewalt der Masse, wenn's soweit ist).

Simplizissimus: Das Catilinarierblatt einer Zeit, die es noch zu keinem Catilina, wohl aber zu einer unabsehbaren Reihe kleiner Ciceros gebracht hat, die zu ärgern ein recht verdienstvolles Unternehmen ist.

Falschmünzer der öffentlichen Meinung: Ein verkehrter Ausdruck, denn die öffentliche Meinung bringt immer nur Spielmarken, keine allgemein gültige Münze in Umlauf. Es gibt solche mit dem aufgeprägten Kopfe Bebels, wie es solche mit dem Bilde des Kaisers, des Papstes, Rothschilds usw. usw. gibt. Man ist sogar schon einigen ganz kopflosen begegnet.

Börse.

Die argentinische Anleihe. Im März dieses Jahres ist in London und Paris eine neue fünfprozentige Goldanleihe der Argentinischen Republik herausgebracht worden, mit der ein früher gewährter Vorschuß von ca. 30 Millionen Goldpesos abgelöst werden sollte. Einen Teilbetrag dieser Anleihe in Höhe von 1 560 000 Pfund Sterling hatte man für Deutschland reserviert. Doch unterließen die Banken es in Anbetracht der heiklen Geldverhältnisse, den deutschen Teil der Anleihe gleichzeitig mit dem englischen und französischen zur Emission zu bringen. Das war sehr verständig gehandelt und machte den groben Fehler wieder gut, den man damit begangen hatte, sich an der Anleihe überhaupt zu beteiligen. Denn der Vorschuß war seinerzeit lediglich von englischen und französischen Banken gewährt worden; die argentinische Regierung sollte dadurch in Stand gesetzt werden, die sechsprozentige Anleihe zu

tilgen, mit der sie 1891 den Staatsbankerott notdürftig verkleistert hatte. Deutschland hatte weder an dieser Anleihe noch an dem sie ersetzenden Vorschuß das mindeste Interesse; und hätte deshalb auch die Finger von der neuesten Anleihe lassen sollen. Nur Gründe persönlicher Natur — eine Hand wäscht auch in Argentinien die andere — konnten es den Berliner Banken geraten erscheinen lassen, sich an der franko-britischen Finanzoperation zu beteiligen. Wer diese Gründe kennen lernen will, muß sich in die Details der verschlungenen Geschäfte vertiefen, mit denen die deutsche Elektrizitäts-Industrie sich und ihre Bankverbindungen in Südamerika festgeritten hat. Das deutsche Publikum als solches interessieren sie nicht. Es war deshalb sehr verständig, die argentinische Anleihe in London und Paris, nicht aber in Berlin auflegen zu lassen, und die Banken ernteten dann auch reiches Lob, wegen der „Schonung des deutschen Geldmarkts". Das Lob war aber voreilig gespendet. Denn wenige Wochen später forderten die Banken dennoch zur Subskription auf, obwohl der Geldmarkt sich um nichts gebessert hatte. Den Subskriptionskurs bemaß man auf 97½ Prozent, das heißt scheinbar ebenso hoch wie kurz zuvor in London; in Wirklichkeit aber um ein halbes Prozent höher, da man den Umrechnungskurs und die Zinsverrechnung so ungünstig angesetzt hatte, daß darin ein halbes Prozent Mehrkosten versteckt war. Zum Kurse von 98 Prozent erhielt also das deutsche Publikum eine fünfprozentige argentinische Anleihe zur selben Zeit, in der allerbeste deutsche Warenwechsel 6½ Prozent Zinsen brachten. Während man aber gute Wechsel jederzeit bei der Reichsbank und anderen Banken zu Geld machen kann, waren die argentinischen Titres unverkäuflich. Ihre Zulassung zum Börsenhandel war noch nicht nachgesucht; sie sollte zwar, wie der Prospekt besagt, baldmöglichst beantragt werden, doch Monat nach Monat verging, ohne daß die Banken Anstalten machten, ihr Wort einzulösen. Es fehlte ihnen noch immer das Material über die argentinischen Finanzen, auf dessen Beibringung und Veröffentlichung die Zulassungsstelle bestehen muß.

In der vorigen Woche endlich ist die Angelegenheit in Fluß gekommen, und wenn auch bis zu dem Moment, wo ich diese Zeilen schreibe, noch immer nicht alle Wünsche der Börsenbehörde erfüllt worden sind, so ist doch Aussicht vorhanden, daß die Zulassung jetzt erfolgen wird. Es ist aber auch die höchste Zeit. Die Banken haben wohl gewußt, warum sie die Emission trotz der Ungunst der Geldverhältnisse forciert und nicht auf die Zulassung gewartet haben. Denn heute wäre es ihnen unmöglich, auch nur eine argentinische Obligation zum Londoner Emissionskurse unterzubringen. Schon im Mai mußte man mit technischen Mittelchen wenig würdiger Art nachhelfen. Man etablierte einen „freien Markt" und ließ an diesem Markt Kurse notieren, die den Emissionskurs überstiegen und so zum Zeichnen reizten. Nachdem der Markt diese seine Mission erfüllt hatte, löste er sich auf, und die Zeichner blieben auf ihren unverkäuflichen Stücken sitzen. Das ist ein Verfahren, wie es sonst nur Emissionshäuser dritten Ranges üben. Freilich sind die Banken in einer Zwangslage. Die wirtschaftlichen Verhältnisse Argentiniens haben sich seit dem Mai nennenswert verschlechtert, und Tatsachen, die vor einigen Monaten nur Leute mit direkten Beziehungen zu den La Plata-Staaten kannten, sind heute publik. So weiß man heute allgemein, daß die Ernte Argentiniens nur auf etwa die Hälfte einer Normalernte veranschlagt wird, und daß die Geldkalamitäten drüben noch weit ernster sind als bei uns. Und man hat mit lebhaftem Befremden Notiz davon genommen, daß Argentinien keinen besseren Vertreter seiner Interessen nach dem Haag zu entsenden wußte als den berüchtigten Herrn Drago, den Abgott des Raubstaates Venezuela. Drago versieht im Haag bekanntlich die nach ihm benannte Doktrin, daß Europa kein Recht habe, bankerotte Staaten Amerikas mit Waffengewalt zur Innehaltung ihrer Verpflichtungen zu zwingen. Das ist auch eine Art, den Weltfrieden zu propagieren; aber eine Art, die den Gläubigern südamerikanischer Staaten und insbesondere Argentiniens höchlichst mißfällt und die Zeichner der letzten Anleihe veranlassen könnte, ihre Stücke den Banken vollzählig zurückzugeben. Wenn die Banken also keinen Kurs für die Anleihe nennen, so ist das Selbsterhaltungstrieb in Reinkultur und durchaus verständlich. Dem kaufmännischen Anstand entspricht es freilich weniger, daß sie ihre Kundschaft auf der argentinischen Anleihe sitzen lassen wie die Maus in der Falle.

Fast sollte man wünschen, daß einmal ein Exempel statuiert werde und die Zulassung der argentinischen Anleihe zum Börsenhandel versagt bleibe. (Möglicherweise ist sie bereits erfolgt, wenn diese Zeilen dem Leser vorliegen.) Das würde die Zeichner zwar empfindlich treffen, dem Unfug der „Vor-Emissionen" aber mit einem Schlage ein Ende machen. Denn ein Unfug und nichts anderes ist es, wenn Großbanken im Vertrauen auf ihren Kundenanhang Papiere unter das Publikum bringen, ehe die Zulassung zum Börsenhandel ausgesprochen ist. Wieviel ist dagegen gesagt und geschrieben worden, daß man dem deutschen Publikum die Bekanntschaft südafrikanischer Minen- und amerikanischer Eisenbahn-Aktien vermittelt hat! Und doch handelt es sich hierbei um eine Kategorie von Papieren, die in London oder New York eine Macht hat und jederzeit veräußert werden kann. Handelt es sich bei ihnen also um eine immerhin begrenzte Gefahr,

so ist die Gefahr, die das Publikum bei der neuartigen „Emission unter der Hand" läuft, schlechthin eine unbegrenzte. Die Verkäuflichkeit eines solchen Papiers hängt ganz und gar vom guten Willen der Banken ab; wollen diese nicht, so bleibt der Zeichner eben auf dem Papier sitzen. Die Bank hat ihm zwar zugesichert, daß sie späterhin den Börsenhandel beantragen werde; aber das Versprechen ist wie ein unakzeptierter Wechsel. Denn die Bank hat keine Macht über die Zulassungsstelle und vor allem keine Macht über die Ereignisse, von denen die Entschließung der Zulassungsstelle abhängt. Wie wenn sich in Argentinien die Dinge wieder so zuspitzen wie 1890, wo die zeitweilige Insolvenz des Staates eine regelrechte Weltkrisis ausgelöst hat? Es ist ja nicht anzunehmen, daß die Fehlernte und der Geldmangel diesmal so akute Folgen haben werden wie damals; das ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil die argentinischen Interessen heute bessere Sachwalter haben, als s. Z. das Bankhaus Baring einer war. Aber muß die Zulassungsstelle nicht alle ungünstigen Momente berücksichtigen und seine Konsequenzen daraus ziehen? Ich bin allerdings der Ansicht, daß ein legaler Grund, die Zulassung zu verweigern, nicht vorliegt. Denn das Geld, das uns die argentinische Anleihe entzieht, wandert auf alle Fälle im Dezember (die Banken haben sich den passendsten Monat ausgesucht!) nach London, gleichviel wer dann die Inhaber des Papieres sind; „erhebliche allgemeine Interessen" werden also sowieso, und nicht erst durch den Zulassungsakt geschädigt. Ebensowenig würde es sich durch eine nachträgliche Versagung der Zulassung ungeschehen machen lassen, falls wirklich die argentinische Emission eine „Uebervorteilung des Publikums" involviert haben sollte. Was im übrigen nicht der Fall ist; die Emission mag wohl sachlich eine Benachteiligung sein, sie ist aber keine wissentliche Uebervorteilung. Also spräche eigentlich nichts im Gesetze gegen die Zulassung. Aber die Börsenbehörde hat das Gesetz in zahlreichen Fällen so extensiv ausgelegt, sie ist mit der Konstatierung einer „Schädigung allgemeiner Interessen" so schnell bei der Hand gewesen, daß eine Ablehnung des Argentinier-Prospektes bei ihr nur eine Folgerichtigkeit bedeuten würde. Es wäre, wie gesagt, wünschenswert, wenn sie sich dieser oder einer anderen Voremission gegenüber zu solcher Folgerichtigkeit aufschwingen würde. Damit das Publikum erkennt, wie wichtig die börsenmäßige Notierung für ein Papier ist, und wie wenig Ersatz die klingenden Namen der Banken für ihr Fehlen bieten. Und damit die Banken ihrerseits nicht gewohnheitsmäßig die Macht mißbrauchen, die ihnen das Vorhandensein eines tausendköpfigen Kundenstammes giebt. Man hört es in diesen Kreisen zwar oft genug aussprechen: „Wir werden auch ohne die Börse fertig." Aber das ist nicht wahr. Die Banken brauchen die Börse, wie diese die Banken braucht. Sie werden sich davon, wenn nicht früher, so beim Ausbruch der nächsten akuten Krisis überzeugen.

Alfred Lansburgh.

Max Liebermann.*)

Monsieur! 19 Juillet 1907.

Liebermann est trop proche de l'impressionisme français, et de Manet, pour ne pas mériter le suffrage d'amateurs français. Observateur sagace, coloriste subtil, il continue glorieusement Menzel et Israels. C'est un maître peintre et un maître critique.

Marcel Prévost.

o

2 août 1907.

Monsieur!

Pardonnez moi d'avoir tant tardé à vous répondre; j'ai été assez souffrant tous ces temps derniers pour remettre à plus tard bien des choses qui m'auraient été agréables, au nombre de celles-ci est l'occasion de parler d'un artiste pour lequel j'ai des souvenirs déjà vieux d'admiration et des souvenirs plus récents de relations très sympathiques.

Personne n'a oublié les admirables toiles que Liebermann envoyait autrefois aux expositions de Paris.

Aucun artiste Français n'est allé à Berlin sans emporter le souvenir de l'accueil qui lui fut fait dans cette maison où règne la très gracieuse Madame Liebermann.

Je ne veux pas entrer dans l'analyse des œuvres du peintre. J'estime qu'un artiste, même convalescent, doit occuper ses loisirs autrement qu'à écrire sur ses contemporains.

Il doit redouter de donner les raisons de son admiration. S'il a comme moi le sentiment que chaque mot posé sur le papier arrive comme une diminution de la pensée.

Veuillez agréer, monsieur, l'assurance de mes sentiments les plus distingués.

Bartholomé.

*) Des späten Eingangs wegen erst in diesem Heft.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feitl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Witzek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.